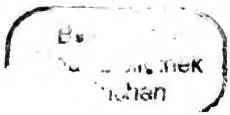
image
not
available



Digitized by Google

I.

In guter Luft.

Beim Eintritt in das hübſche Landhaus zu Nogent, das dem Grafen von Brévanne gehörte, iſt Georget's Mutter höchſt freudig überraſcht. Wer am Landleben Gefallen fand, mußte ſich in der That glücklich ſchätzen, einen ſo reizenden Aufenthalt zu bewohnen. Das im neueſten, geſchmackvollſten Styl erbaute Haus beſtand nur aus dem Erdgeſchoß und einem Stockwerke, und war von einer ſchönen, mit Blumenraſen beſetzten Terraſſe umgeben; aber jedes Fenſter hatte ein kunſtvoll geſchnitztes Geländer und das Mittelfenſter des erſten Stockes einen ſchönen Balcon.

Vor dem Hauſe war ein mit Orangenbäumen umgebener Raſenplatz, und die großen Lindenalleen boten in der heißen Jahreszeit einen kühlen, ſchattigen Spazirgang.

Sogar Georget kann trotz ſeiner trüben Stimmung nicht gleichgiltig bleiben bei allen dieſen Schönheiten, welche die Natur ſo verſchwenderiſch um ihn ausgeſtreut hat. Die majeſtätiſchen Bäume, die blühenden Geſträuche, der grüne Raſen, die würzige Luft, die man hier einathmet, Alles erfriſcht ſeine Sinne; er fühlt ſich leichter, freier, ſeine Stirn

Digitized by Google

erheitert ſich, und zum erſten Mal ſeit ſeiner Abreiſe von Paris betrachtet er mit Theilnahme die Gegenſtände, die ihn umgeben.

»Wie! hier ſollen wir wohnen!« ruft Georgets Mutter. »Nein, das iſt nicht möglich! Das iſt zu ſchön! Es iſt ja ein Schloß . . . da traue ich mich nicht hinein!«

»Das iſt noch nicht Alles,« ſagt Pongo; »Sie ſollen nur den Garten ſehen . . . und die Obſtbäume und die großen Kohlköpfe und die kleinen Zuckererbſen! . . . Wir haben hier Alles was ſich das Herz nur wünſchen kann . . . Und Hühner, Tauben, Enten, Truthühner . . . o, die ſind gebraten delicat!«

»Es iſt ein Paradies.«

»Monſieur Pongo, ſeyen Sie ſo gut, ſagen Sie Ihrem Herrn, daß wir da ſind, und fragen Sie ihn, ob . . . ob er uns noch will; denn er könnte ſich vielleicht anders beſonnen haben.«

»O, er will Sie gewiß . . . ich will's ihm ſagen . . . Schauen Sie, dort iſt er im Garten . . . ich will ihm Mamſell Zima bringen . . . Warten Sie!«

Der Mulatte verläßt ſeine Reiſegefährten, um ſeinen Herrn von ihrer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen. Georget bleibt bei ſeiner Mutter, die ſich nicht ſatt ſehen kann an allen Herrlichkeiten und vorſichtig in den Alleen geht, als ob ſie fürchtete, ihre Fußtapfen im Sande zurückzulaſſen. Von Zeit zu Zeit ſieht ſie ihren Sohn, der wieder ſehr nachdenkend geworden iſt, von der Seite an; aber ſie denkt: Ich will thun, als ob ich ſeine Traurigkeit nicht bemerkte. Es wird vorübergehen; in ſeinem Alter kann man nicht lange traurig ſeyn, und hier gibt's ſo viele Zerſtreuungen! Ich wette, in einem Monate hat er ſeine Pariſer Liebſchaft vergeſſen.«

Digitized by Google

Bald erſcheint der Graf von Brévanne. Er grüßt Madame Brunoy freundlich und klopft Georget auf die Schulter.

»Nun, haben wir uns anders beſonnen?« fragt er; »wollen wir jetzt nicht in Paris bleiben!«

Georget, dem ganz weinerlich zu Muthe iſt, erwiedert mit bewegter Stimme:

»O ja, gnädiger Herr, ich freue mich jetzt, mit meiner Mutter hier wohnen zu können . . . vorausgeſetzt, daß Sie uns Beide noch aufnehmen wollen . . .«

»Allerdings, lieber Freund, ich nehme mein Wort nie zurück, und es freut mich, Sie bei mir zu ſehen. Ich hoffe, daß Sie nicht bereuen werden, hierher gekommen zu ſeyn.«

»O, gnädiger Herr,« erwiedert Madame Brunoy, »wie wäre es möglich, hier nicht glücklich zu ſeyn! Ich fühle mich ſchon um zehn Jahre jünger, ſeit ich hier bin . . . Mein Gott! das ſchöne Haus . . . ich werde Alles aufbieten, um Ew. Gnaden Zufriedenheit zu verdienen.«

»Ja,« ſetzt Georget hinzu, »wir wollen recht fleißig arbeiten, und ich zumal will Ihnen beweiſen, daß ich kein Tagedieb bin; ich will meine Zeit beſſer anwenden als in Paris; denn in Paris ging ich zuweilen müßig. Aber das ſoll nicht mehr geſchehen, ich gehe gar nicht wieder nach Paris; Ew. Gnaden werden mich nicht hinſchicken . . . Nicht wahr, Sie werden mir erlauben, immer hier zu bleiben?«

Der Graf von Brévanne, der Georgets Aufregung bemerkt, erwiedert lächelnd:

»Es iſt gut, wir werden ſpäter davon reden; jetzt beziehen Sie mit Ihrer Mutter Ihre Wohnung, Pongo wird ſie Ihnen anweiſen . . . Pongo! Madame Brunoy und ihr

Digitized by Google

Sohn beziehen den kleinen Pavillon links am Eingange in den Gemüsegarten.«

Während Georget und seine Mutter dem vor ihnen hertanzenden Mulatten folgen, geht der Graf von Brévanne in eine Lindenallee und scheint tief in Gedanken versunken; seit einigen Tagen hatte sich seine Stimmung jedoch sehr geändert; er ist noch immer nachdenkend, aber nicht mehr so trübe gestimmt, nicht mehr so barsch wie früher; seine Stirn ist heiterer geworden, er flieht die Menschen nicht mehr so sehr und steht zuweilen sogar still, um einen Augenblick mit seinen Nachbarn zu plaudern. Diese Aenderung seiner Stimmung ist seit dem Tage bemerkbar, wo er seine Frau in Glumeau's Lustwäldchen wiedergesehen hat.

Der Graf war schon lange in der Allee auf und ab gegangen, als er plötzlich Georget bemerkt, der einige Schritte vor ihm steht und wartet.

»Da sind Sie ja, Georget! . . . Haben Sie Ihre Wohnung gesehen? Gefällt sie Ihnen? fühlt sich Ihre Mutter wohl darin?«

»Ja, gnädiger Herr, meine Mutter ist ganz entzückt . . . ich auch . . . Sie sind zu gütig gegen uns. Jetzt haben Sie die Güte mir meine heutige Arbeit anzuweisen.«

»Heute müssen Sie sich ausruhen, die Gärten und das Haus in Augenschein nehmen; morgen wollen wir von der Arbeit reden . . . Aber vor Allem, Georget, erzählen Sie mir was Ihnen fehlt: ich sehe an Ihren Augen, daß Sie einen Kummer haben. Sie haben mir Ihre Herzensangelegenheit schon erzählt, und müssen mir jetzt sagen, wie es zugeht, daß Sie sich entschließen konnten, sich von Ihrer Schönen zu entfernen. Sie konnten ja nicht leben, ohne sie täglich zu sehen . . . und jetzt sind Sie hier und wollen von

Digitized by Google

Paris gar nichts mehr hören! . . . Armer Georget! Das ſchöne Blumenmädchen wird einem Andern Gehör gegeben haben, nicht wahr, deshalb ſind Sie hierher gekommen?«

»Mein Gott! ja, gnädiger Herr. Sie ſollen Alles wiſſen, ich will Ihnen meinen Kummer erzählen; ich glaube zu erſticken, wenn ich mir immer Zwang anthun muß . . . Erlauben Sie mir, mich hier auszuweinen, bei meiner Mutter getraue ich mich nicht; Sie werden nicht böſe . . .«

»Thun Sie ſich keinen Zwang an, lieber Georget; in Ihrem Alter kommen die Thränen gar leicht. Sie ſind noch kein Mann, und können noch nicht die Kraft haben, weibliche Treuloſigkeit zu ertragen . . . und ſelbſt Männer ſind unter ſolchen Umſtänden zuweilen ſehr ſchwach.«

»Ah! gnädiger Herr, wer hätte jemals gedacht, daß Violette, die ſo ſittſam, ſo anſtändig ſchien . . . ſie iſt in der Wohnung eines Herrn geweſen, und es iſt gerade der, auf den ich am meiſten eiferſüchtig war . . . Ich hatte wirklich Urſache, eiferſüchtig zu ſeyn . . . ein eleganter Herr, ein »Lion,« wie man ſagt! . . .«

»Woher wiſſen Sie, daß das Mädchen bei ihm war?«

»Von einem Andern, der ihr ebenfalls nachſtellt. Er hat ſie aus der Wohnung des Herrn Jéricourt kommen ſehen . . .«

»Und wer bürgt Ihnen dafür, daß der Andere die Wahrheit ſagt, zumal wenn das Blumenmädchen ihn abgewieſen hat?«

»Ach! gnädiger Herr, ich wollte ihm auch nicht glauben, ich nannte ihn einen Lügner, einen Verleumder, ich war nahe daran, ihn zu züchtigen; aber er ſagte es ihr ſelbſt und in unſerer Gegenwart . . . und Violette erblaßte, ſie wußte ſich nicht zu vertheidigen . . .«

Digitized by Google

»Dann können Sie freilich nicht an ihrer Treuloſigkeit zweifeln, oder wenn ſie Ihnen nichts verſprochen hatte, iſt ſie wenigſtens gegen einen Andern ſchwach geweſen. Sie haben recht gethan, Paris zu verlaſſen und mit Ihrer Mutter hierher zu kommen; wenn Sie das Mädchen nicht mehr ſehen, werden Sie Ihre Neigung bald einem andern Gegenſtande zuwenden; in Ihrem Alter liebt man ſo leicht...«

»Glauben Sie, gnädiger Herr? Mir ſcheint es aber, daß ich nie eine Andere lieben kann, als Violette ... Doch ich will's verſuchen, ich will mein Möglichſtes thun ... wenn ich ſie nicht mehr ſehe ... denn Sie werden mich nicht nach Paris ſchicken?«

»Nein, es bleibt bei der Abrede. Ueberdies ſchicke ich Pongo immer in die Stadt, wenn ich etwas brauche, und ich ſelbſt gehe oft nach Paris; aber fürchten Sie nichts, ich nehme Sie nicht mit.«

»Ich danke Ihnen, gnädiger Herr ... Ich will nun mit meiner Mutter die ſchönen Gärten anſehen.«

»Gehen Sie, Georget.«

Der Graf von Brévanne verläßt ſeinen Garten und geht auf Glumeau's Landhaus zu.

»Ich bin nicht höflich gegen meine Nachbarn geweſen,« denkt er; »ſie haben mich zu einer Feſtlichkeit eingeladen, ich habe mich nach dem Theater entfernt, ohne ſie begrüßt zu haben. Die Leute wiſſen nicht, warum ich ſo gehandelt habe, und ich muß dieſe Unhöflichkeit durch einen Beſuch wieder gut machen.«

Der Graf war dem Hauſe ſeines Nachbars ſchon ganz nahe, als ein Herr herauskommt und erſtaunt ſtehen bleibt, als er Herrn von Brévanne erblickt. Dieſer betrachtet den vor ihm ſtehenden Herrn, dann reicht er ihm die Hand und ſagt:

Digitized by Google

»Ich irre mich nicht . . . es ist Herr von Merval!«

»Der Graf von Brévanne!« ruft Merval, die dargebotene Hand drückend. »Verzeihen Sie . . . mich dünkt, Sie haben diesen Namen abgelegt?«

»Ja, jetzt heiße ich Malberg; aber für Sie bin ich immer Brévanne. Dieses Zusammentreffen ist mir eben so unerwartet als erfreulich . . . Sie kommen von Herrn Glumeau?«

»Ja, ich habe mich entschuldigt, daß ich der Einladung, die ich vor vierzehn Tagen zu einem Feste erhielt, nicht Folge leisten konnte.«

»Ich weiß . . . ich war da.«

»So? Sie waren da?«

»Sie wundern sich, nicht wahr? Sie müssen wissen, daß ich Glumeau's Nachbar bin, meine Besitzung ist einige Schritte von hier. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, sich bei mir auszuruhen?«

»Mit Vergnügen, aber Sie wollen ausgehen . . .«

»Ich wollte meinem Nachbar einen Besuch machen, aber dieser Besuch läßt sich aufschieben; unser Zusammentreffen hingegen ist ein Zufall, den ich benutzen will, um mit Ihnen zu reden, vorausgesetzt daß Sie Zeit haben mich anzuhören.«

»Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

»Dann kommen Sie.«

Die beiden Herren betraten in einigen Minuten die reizende Besitzung, die jetzt zwei Bewohner mehr hat. Der Graf führt Herrn von Merval in einen hübschen Salon, nimmt neben ihm Platz und beginnt mit einem Tone, der zugleich Betrübniß und Ergebung ausdrückt:

Digitized by Google

»Ich habe viel erlebt, ſeit wir uns nicht geſehen haben. Sie müſſen ſehr oft meinen Namen gehört haben; denn mein Schickſal hat großes Aufſehen gemacht . . . mehr Aufſehen als ich gewünſcht hätte. Was haben Sie über mich gehört, Herr von Merval? und wem haben Sie Schuld gegeben?«

Merval ſcheint etwas verlegen; nach einigem Zögern erwiedert er: »Es wurden die verſchiedenſten Urtheile gefällt; aber da Sie meine Meinung wiſſen wollen, ſo ſage ich Ihnen aufrichtig, daß ich Sie nicht für ſchuldig gehalten habe.«

»Sie hatten Recht; aber Sie mußten die Wahrheit errathen, Sie kannten ja Lucienne Courtenay, ehe ſie meine Frau wurde. Ich erinnere mich, daß ich ſogar noch nach meiner Verheirathung eiferſüchtig auf Sie war, obgleich Sie ſich immer höchſt anſtändig benahmen . . . gegen den Elenden, der zum Verräther an meiner Freundſchaft wurde, hegte ich keinen Argwohn . . . Erlauben Sie mir, Ihnen Alles zu erzählen was mir begegnet iſt und was mich zur Trennung von meiner Frau bewog. Ich benütze mit Freude dieſe Gelegenheit, einem Ehrenmanne die Wahrheit anzuvertrauen. Noch vor kurzem würde ich nicht den Muth gehabt haben, Ihnen dies Alles zu erzählen; aber eine ſonderbare Begegnung hat ſeit einigen Tagen meinen Schmerz ſehr gemildert, ich werde es Ihnen ſpäter erzählen, jetzt beginne ich mit der Hauptſache.«

Digitized by Google

II.

Wie es zugegangen war.

»Ich liebte Lucienne Courtenay leidenſchaftlich; Sie wiſſen, daß ſie durch ihre Schönheit und Anmuth alle Blicke auf ſich zog. Ich machte ihr den Hof, ſie wies meine Huldigungen nicht zurück. Kurz, ich glaubte mich von ihr ebenſo geliebt, wie ich ſie liebte und heirathete ſie.

»Im erſten Jahre dieſer Ehe war ich glücklich; ich begann indeß zu bemerken, daß meine Frau kein Muſter der Zärtlichkeit und des feinen Gefühls war. Lucienne war im höchſten Grade gefallſüchtig und an Schmeicheleien gewöhnt, die Huldigungen zahlreicher Anbeter waren für ſie Bedürfniß. Die Toilette war ihre wichtigſte, ich könnte ſagen ihre einzige Beſchäftigung. Sie war heiter und liebenswürdig, wenn ſie von Anbetern umſchwärmt war, aber ſie gähnte und langweilte ſich, wenn wir allein waren. Wenn ich von meiner Liebe ſprach, ſo antwortete ſie immer mit der Erkundigung nach einer neuen Mode. Ach! Herr von Merval, bei einer Geliebten mag die Coketterie wohl unterhaltend und anziehend ſeyn, aber bei einer Frau wird ſie ſehr gefährlich, zumal wenn man eiferſüchtig iſt, wie ich es war.

»Das zweite Jahr meiner Ehe verſtrich, und ſchon hatte ich aufgehört, glücklich zu ſeyn; meine Frau wollte immer in Geſellſchaften, auf Bällen, bei allen Arten von Unterhaltungen ſeyn, und wenn ich mir einige Gegenvorſtellungen erlaubte, wenn ich den Wunſch äußerte, eine neue Einla-

Digitized by Google

dung abzulehnen, ſo gab es ſtürmiſche Auftritte und ich wurde ein Tyrann genannt! Sie können denken, daß ich am Ende immer nachgab; wer liebt, iſt immer ſchwach, und ich liebte meine Frau noch. Ich that Alles, um ihr zu gefallen, ich dachte: ihre Genußſucht wird vergehen, mit der Zeit wird ſie vernünftiger werden und ſich etwas mehr um ihren Mann kümmern.

»Mein größter Kummer war damals, daß meine Ehe kinderlos blieb; ich flehte den Himmel an, Lucienne möge mir ein Pfand ihrer Liebe ſchenken, aber mein ſehnlicher Wunſch ging nicht in Erfüllung . . . Ach! wie oft habe ich ſeit jener Zeit dem Himmel gedankt, daß er mich nicht erhört hatte, denn es iſt ein großes Unglück, Kinder zu haben, wenn man ihnen nicht das Beiſpiel des Friedens und der häuslichen Tugenden geben kann!«

Merval wendet ſich ab und macht ein ſonderbares Geſicht, aber der Graf beachtet es nicht und fährt fort:

»Jetzt muß ich von Jemand reden, den Sie gekannt haben, von Roncherolle, mit dem ich innig befreundet war; wir waren Schulfreunde geweſen. Roncherolle war ein ſehr ſchöner Cavalier, ſtets heiter und ein angenehmer Geſellſchafter. Wir hatten uns ſeit unſerm Austritt aus dem Collège wohl neun bis zehn Jahre nicht geſehen; als ich die Bekanntſchaft erneuerte, war er wegen ſeiner galanten Abenteuer und wegen ſeines Glückes bei den Damen ſehr bekannt. Sein beißender Witz verwickelte ihn oft in Händel, aber er war ein gefährlicher Gegner im Duell. Er ſchien ſo erfreut mich wiederzuſehen, er bewies mir ſo viel Freundſchaft, daß ich kein Bedenken trug, ihm die meinige zu ſchenken, und bald wurden wir unzertrennlich. Wir waren indeß ſehr verſchieden an Charakter und Grundſätzen. Roncherolle ſpottete

Digitized by Google

über Alles; oft zog er die ehrwürdigſten Gebräuche, die achtbarſten Geſinnungen ins Lächerliche, und über dieſen Punkt hatten wir zuweilen einen lebhaften Wortwechſel; aber Roncherolle beſchloß den Streit immer durch einen Spaß, durch irgend einen ſo originellen Witz, daß es unmöglich war, mit ihm etwas ernſthaft zu nehmen.

»Als ich mich verheirathete, wurde Roncherolle natürlich Hausfreund. Sie werden ſich vielleicht wundern, daß ich bei meiner Neigung zur Eiferſucht einen ſo verführeriſchen und zumal wegen ſeiner Eroberungen ſo bekannten Cavalier in mein Haus einführte; aber ich hielt Roncherolle für meinen Freund, für meinen aufrichtigen Freund, und ungeachtet ſeiner leichtfertigen Grundſätze hielt ich ihn keineswegs für fähig, mich zu betrügen . . . Ach! ich glaubte an die Freundſchaft, wie ich an die Liebe geglaubt hatte . . . Der Wahn iſt ſo ſüß, aber die Enttäuſchung auch deſto ſchmerzlicher!

»Ich ſollte mein Vertrauen bald theuer bezahlen. Ich war genöthigt eine Reiſe zu machen, und wollte meine Frau mitnehmen, aber ſie fand tauſend Vorwände, um mich nicht zu begleiten. Beim Abſchiede bat ich Roncherolle, Lucienne zu beobachten; Sie ſehen, ich war blind, ich ahnte nicht was Andere vielleicht ſchon errathen hatten.

»Aber wenn man von Verrath umgeben iſt, führt der Himmel oft Ereigniſſe herbei, welche die Wahrheit ans Licht bringen und den Bethörten die Augen öffnen, denn an den Zufall glaube ich nicht, ich glaube nur an die Vorſehung.

»Kaum in Hâvre angekommen, fand ich die bis dahin ſtreitige Angelegenheit geordnet; ich reiſte daher ſchon am folgenden Tage nach Paris zurück. Ich freute mich im Voraus, meine Frau zu überraſchen, denn ich hatte ſie von meiner Rückkehr nicht in Kenntniß geſetzt. Der Eiſenbahnzug hatte

Digitized by Google

ſich um zwei Stunden verſpätet, und es war beinahe Mitternacht, als ich in Paris ankam. Das Wetter war ſchlecht, die Nacht ſehr dunkel; ich bemerkte jedoch einen Wagen, der vor mir herfuhr und in der Nähe meines Hauſes anhielt. Eine geheime Ahnung ſagte mir, daß meine Frau in dieſem Wagen ſaß, daß ſie nicht allein war und daß ich einen ſchändlichen Verrath entdecken würde! Ich weiß nicht, wie mir dieſer Gedanke ſo ſchnell kam; aber ohne eine Secunde zu zögern, ging ich raſch fort und kam hinter den Wagen, als der Kutſcher den Schlag öffnete, um die darin befindlichen Perſonen ausſteigen zu laſſen. In der Dunkelheit konnte ich mich hinter dem Fiaker ſehr gut verſtecken und unbemerkt Alles verſtehen was geſprochen wurde.

»Roncherolle ſtieg zuerſt aus, ich erkannte ihn ſogleich; dann half er meiner Frau aus dem Wagen. Aber denken Sie ſich meine Gefühle, als ich ſah, wie ſie mit Roncherolle auf die Seite trat, ihn mit den zärtlichſten Namen nannte und für den folgenden Morgen ein Stelldichein mit ihm verabredete! Mehr brauchte ich nicht zu hören, ich konnte an meinem Unglück nicht mehr zweifeln: der vermeinte treue Freund war der Buhle meiner Frau! . . . Ich ſtürzte auf die Treuloſen zu und behandelte ſie wie ſie es verdienten. Meine Frau ſchrie laut auf und lief fort, um ſich die Hausthür öffnen zu laſſen. Ich hielt Roncherolle, der ebenfalls davonlaufen wollte, am Arme feſt und ſagte zu ihm: »Sie wiſſen jetzt was ich von Ihnen erwarte; der Schimpf, den Sie mir angethan, iſt nur mit Blut abzuwaſchen. Wenn der Himmel gerecht iſt, werde ich Sie in den Sand ſtrecken, ſonſt werden Sie, nachdem Sie Ihren Freund verrathen, noch das Glück haben, ſeine Frau zur Witwe zu machen. Morgen Früh um acht Uhr erwarte ich Sie an der Porte Maillot; Zeugen

Digitized by Google

brauchen wir keine, glücklicherweise sind Sie keine Memme, und ich zähle auf Sie.«

»Roncherolle verschwand, ohne mir ein Wort zu antworten. Ich ging nach Hause; ich war unschlüssig, ob ich mich meiner Frau zeigen sollte, denn ich erwartete Thränen, Bitten, eine Scene der Verzweiflung; aber obgleich mein Herz zerrissen war, obgleich man viel Muth haben muß, um einen Schlag zu ertragen, der das ganze Lebensglück zertrümmert, so war doch mein Entschluß gefaßt, und ich ging in das Zimmer meiner Frau.

»Denken Sie sich mein Erstaunen, meine Bestürzung! ich fand sie bei ihrer Nachttoilette und fast so ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich bemerkte indeß, daß sie etwas zitterte, als ich mich näherte; sie fürchtete mich, dies war ihr einziges Gefühl, ihre einzige Reue.

»Zittern Sie nicht, Madame,« sagte ich zu Lucienne, »ich besitze zu viel Bildung, als daß ich Ihnen etwas zu Leide thun möchte. Ihr schändliches Benehmen würde es vielleicht entschuldigen, aber die Schmach, womit Sie meinen Namen bedeckt haben, würde dadurch nicht ausgelöscht werden. Ich werde meinen Namen ablegen und verbiete Ihnen, ihn fernerhin zu führen. Dies ist der letzte Befehl, den Sie von mir erhalten werden. Sie haben Ihr Vermögen, ich habe das meinige, und glücklicherweise ist unser Ehecontract so gemacht, daß wir Beide von einander unabhängig sind. Ich werde kein Aufsehen machen, kein öffentliches Aergerniß geben; die Welt mag mein Benehmen beurtheilen wie sie will . . . man wird mir vielleicht Unrecht geben; das würde mich nicht wundern, und ich werde mich darüber zu trösten wissen. Es wird mir wohl schwer werden, auf ein so sehnlich gewünschtes, so zuversichtlich erwartetes Glück zu verzichten,

Digitized by Google

aber ich werde alle meine Kraft und Entſchloſſenheit aufbieten, und der Himmel wird mir helfen.«

»Ich ſchwieg eine Weile. Ich geſtehe, daß ich Thränen und wenigſtens einige Worte der Reue erwartete; aber ich täuſchte mich; meine Frau ſtammelte einige Worte, deren Sinn kaum zu enträthſeln war; ſie behauptete, ich hätte ihr Geſpräch mit Roncherolle falſch verſtanden und ſetzte hinzu, ſie ſey ſehr unglücklich bei mir und es ſey am beſten uns zu trennen . . . Ich entfernte mich . . . ich hatte den Tod im Herzen, aber ich würdigte die Treuloſe keines Blickes mehr!

»Am andern Morgen um ſieben Uhr hatte ich alle Vorbereitungen zu meiner Abreiſe getroffen und an meinen Notar geſchrieben. Ich wollte mich eben an den Ort begeben, wo ich mit Roncherolle zuſammentreffen wollte, als mir ein Commiſſionär einen Brief brachte. Ich erkannte die Handſchrift meines Gegners und erbrach haſtig das Siegel. Dieſer Brief iſt tief in mein Gedächtniß gegraben; er enthielt Folgendes:

»Lieber Brévanne, — er wagte es noch, mich ſo zu nennen, — der geſtrige Vorfall thut mir unendlich leid. Du haſt die Sache zu ernſt genommen; ich hielt Dich für einen Weltmann, der über ſolche täglich vorkommende Dinge hinweggeht. Warum kamſt Du auch zu einer Zeit, wo Du gar nicht erwartet wurdeſt? Seit dem famöſen Sultan in »Tauſend und Eine Nacht« hat das Unerwartetkommen immer Unglück gebracht . . . Du willſt Dich mit mir ſchlagen; ich weiß wohl, daß Du das Recht dazu haſt, aber es wäre eine große Thorheit, die Du in der Folge bereuen würdeſt. Ja, es würde Dir gewiß leid thun, wenn Du mir das Lebenslicht ausblieſeſt; die Reue würde vielleicht ſpät kommen, aber gewiß nicht ausbleiben; denn die Leidenſchaften beruhigen

Digitized by Google

ſich, und wenn man ruhig überlegt, wundert man ſich oft, daß man ſich wegen einer Kleinigkeit ſo erzürnt hat. Ich will Dir daher die Gewiſſensbiſſe erſparen, die Dir mein Tod verurſachen würde, und ich würde mich nie entſchließen, einen Piſtolenlauf auf Dich zu richten. Da nun unſer Duell nicht ſtattfinden kann, ſo bemühe Dich nicht hinaus, Du würdeſt mich nicht finden. Du weißt, daß ich mich nicht aus Feigheit weigere, ich habe bei mehr als einer Gelegenheit bewieſen, daß ich Muth habe; aber mit Dir ſchlage ich mich nicht, und um jede unangenehme Berührung zu vermeiden, zeige ich Dir an, daß ich nicht mehr in Paris bin, wenn Du dieſen Brief erhältſt . . . Adieu, ich verſichere Dich noch einmal, daß es mir ſehr leid thut, Dich zu betrüben; aber wenn Du mir zehnmal das Leben nähmeſt, würde es nichts nützen und das Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Lebe wohl! ich wage es nicht mehr, mich deinen Freund zu nennen, aber ich bin unverändert der Deinige.«

Merval konnte ſich nicht mehr halten, er unterbrach den Grafen und ſagte:

»In der That, dieſer Brief dürfte kaum ſeines Gleichen haben. Unter ſolchen Umſtänden ſo zu antworten! . . . Der Brief iſt übrigens ein treues Abbild deſſen, der ihn geſchrieben, und Roncherolle iſt in jedem Worte wiederzuerkennen . . . Entſchuldigen Sie, daß ich Sie unterbrochen habe, und fahren Sie gefälligſt fort.«

»Ich mochte meinen Augen nicht trauen; nachdem ich den Brief wohl zehnmal geleſen, begab ich mich in Roncherolle's Wohnung; aber er hatte mich nicht belogen, er war um ſechs Uhr Früh abgereiſt. Aus ſeinen Vorkehrungen war zu ſchließen, daß er Paris verlaſſen hatte; aber wohin er gegangen war, konnte mir Niemand ſagen. Ich ſtellte verge-

Digitized by Google

bens die genaueſten Nachforſchungen an, ich entdeckte keine Spur des Verräthers, der es noch wagte, ſich auf unſere Freundſchaft zu berufen, um mir für die Schmach, die er mir angethan, keine Rede zu ſtehen. Ich mußte alſo abreiſen, ohne mich gerächt zu haben. Ach! ich geſtehe, daß dies eine meiner größten Qualen war . . . Ich verließ Frankreich und machte einige Reiſen; aber auf einen Wink, den ich ein Jahr nach meiner Abreiſe erhielt, ging ich plötzlich nach Paris zurück. Ich hatte erfahren, Roncherolle ſey wieder da, man hatte ihn in Paris geſehen; aber es war nicht möglich ihn aufzufinden . . . Ich reiſte wieder ab . . . ich blieb lange auf Reiſen. Die Jahre verſtrichen, und die Zeit, die große Tröſterin, gab mir endlich die verlorene Ruhe wieder, ohne mir indeß das Glück wiederzugeben; denn die Leiden, die ich erduldet, hatten mich zum Menſchenfeinde gemacht. Ich war zu entſchuldigen, glauben Sie nicht, Herr von Merval? In meinen theuerſten Gefühlen verletzt und in dem Alter, wo ſich das Herz ihnen am leichteſten hingibt, glaubte ich an nichts mehr, und es iſt ſehr traurig keinen Freund zu haben und beſtändig zu denken, derſelbe Mann, der mir heute die Hand drückt, wird mich morgen verrathen, wenn er damit einer Leidenſchaft fröhnen kann.«

»Man muß nicht über alle Menſchen das Verdammungsurtheil ſprechen,« erwiederte Merval. »Glauben Sie mir, es gibt noch edle, aufrichtige Herzen, die der Freundſchaft würdig ſind . . . Sie haben alſo Herrn von Roncherolle ſeit jenem Unglücksabende nicht wiedergeſehen?«

»Nein, es war mir nicht möglich, ihn aufzufinden. Einſt hörte ich von einem Bekannten, Roncherolle ſey in den Pyrenäen mit einer Dame gereiſt, die ſich die Baronin von Grangeville genannt; nach der Beſchreibung, die man von

Digitized by Google

ihr machte, mußte es meine Frau seyn, und dieser Gedanke verhinderte mich, in die Pyrenäen zu reisen, denn ich gestehe, daß ich durchaus keine Lust hatte, einer Frau zu begegnen, die meine Liebe mit so schändlichem Verrath vergolten hatte, wie groß auch mein Verlangen war, den Treulosen, der mich so unglücklich gemacht, zu züchtigen . . . die Zeit verging. Vor einigen Jahren kaufte ich dieses Landhaus, wo ich ziemlich heiter und zufrieden bin . . . Sie kennen jetzt die Ursache meiner Trennung von meiner Gemalin; sagen Sie mir aufrichtig, ob das Publicum die Wahrheit errathen hat und die Sache richtig beurtheilt.«

»Ja, man hat Ihr Benehmen ganz gerechtfertigt gefunden. Anfangs wurde die Gräfin wohl bedauert, zumal von den Damen, man nannte sie die unglückliche, verlassene Frau; aber bald mußten sie gestehen, daß sie Unrecht hatten, denn das Verhältniß der Frau von Grangeville zu Herrn von Roncherolle wurde so offenkundig, daß man nicht umhin konnte, daran zu glauben. Es gibt freilich Damen, die nie vollkommen Unrecht haben wollen, und diese behaupteten, das Verhältniß mit Roncherolle möge wohl erst nach Ihrer Abreise begonnen haben; allein nachher sprachen die Ereignisse so laut und die Thatsachen wurden so auffallend . . .«

»Wie! was für Thatsachen, was für Ereignisse?« fragte der Graf.

Merval stockt, scheint verlegen und setzt hinzu, als ob er fürchtete, zu viel gesagt zu haben:

»Ich meine . . . die Abreise der Baronin von Grangeville . . . ihre Reisen mit Herrn von Roncherolle . . . Sie wissen es ja so gut wie ich, und es dürfte Ihnen wohl

Digitized by Google

nicht angenehm ſeyn, mehr zu hören von den Abenteuern einer Perſon, die Ihren Namen nicht mehr führt.«

»Lieber Herr von Merval, ich habe Ihnen geſagt, daß ich noch vor kurzer Zeit nicht den Muth gehabt haben würde, Ihnen mein Unglück zu erzählen und von einer Perſon, die ich ſo innig geliebt habe, mit Ruhe ſprechen zu hören; aber ich habe ſie wiedergeſehen . . . vor einigen Tagen hier in Nogent . . .«

»Wie! Sie haben ſie wiedergeſehen?«

»Ja, die ſogenannte Baronin von Grangeville . . . es war in der Abendunterhaltung, die mein Nachbar Glumeau gab. Man hatte mich eingeladen, ich bekämpfte meine Abneigung gegen die Menſchen und folgte der Einladung. Ueberdies muß ich Ihnen geſtehen, daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, Roncherolle wiederzufinden; denn man hat mich auf das beſtimmteſte verſichert, daß er jetzt in Paris iſt, und da die meiſten Gäſte meines Nachbars aus der Stadt kamen, ſo dachte ich, vielleicht gelingt es mir, den Schurken, den ich ſo lange vergebens ſuche, irgendwo zu finden. Ich ging daher zu Glumeau. Es wurde in ſeinem Luſtwäldchen Komödie geſpielt, ich ſtand ſeitwärts, aber ſo daß ich alle Anweſenden ſehen konnte. Denken Sie ſich meine Gefühle, als meine Augen dem Blick einer neben Madame Glumeau ſitzenden Dame begegneten, die ſich ſogleich abwandte, als ſie ſah, daß ich ſie bemerkte. Dieſer Blick erinnerte mich ſogleich an Lucienne. Ich verließ meinen Platz und ſtellte mich weiter entfernt unter die Bäume; dort konnte ich die Geſichtszüge der Dame ungeſtört betrachten. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben was ich empfand; ich wollte, ich konnte nicht glauben, daß es meine Frau war; ich dachte ſie

Digitized by Google

mir noch immer jung und schön, mit ihren früheren Reizen geschmückt . . .«

»Und Sie haben eine sehr große Veränderung gefunden! . . . Ja, zwanzig Jahre richten schreckliche Verwüstungen an, zumal bei den Frauen, die schön gewesen sind; die häßlichen verändern sich viel weniger, und das tröstet sie . . . Hat die Baronin von Grangeville Sie erkannt!«

»Ich glaube wohl; denn als die Gesellschaft durch einige Regentropfen in die Flucht gejagt wurde, blieb sie allein sitzen, als ob sie sich fürchtete, ihren Platz zu verlassen. Sie sah sich jedoch nach mir um; sie bemerkte mich, und ihr Schrecken schien noch größer zu werden. . . . Mir flößte sie nur Mitleid ein. Ich wollte mich eben entfernen, als einige junge Leute kamen und sie ins Haus begleiteten. Sie können leicht denken, daß ich keine Lust hatte ihr zu folgen. Jetzt erklären Sie mir, Herr von Merval, wie es zugeht, daß diese Begegnung, anstatt meinen frühern Schmerz zu erneuern, eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat? Ja, seit jenem Augenblicke ist mein Herz ruhiger, mein Gemüth heiterer; meine Lebensansichten scheinen ganz anders geworden zu seyn.«

»Herr Graf, diese Veränderung scheint mir leicht zu erklären. Vor dieser Begegnung war Ihre Frau für Sie noch die jugendliche Schönheit, die Sie einst mit aller Glut der Empfindung liebten, und auf die Sie so eifersüchtig waren. Ihre Erinnerungen waren um so schmerzlicher, da die Treulosigkeit eines reizenden Wesens eine Hauptrolle darin spielte; jetzt hingegen ist die einst so schöne Frau zwanzig Jahre älter und so verändert, daß Sie sie kaum wieder erkannt haben. Sie haben nun eingesehen, daß Sie sich um einen nicht mehr vorhandenen Gegenstand grämten; denn in den zwanzig Jahren

Digitized by Google

der Trennung ist die Schönheit Ihrer Frau verblüht; wer sie hingegen oft gesehen hat, kann sie noch recht angenehm finden. Ein geistreicher Mann sagt mit Recht: Wie kann man bemerken, daß man altert, wenn man sich täglich sieht! Daraus schließe ich, daß der Gram bei weitem nicht so groß ist, wenn der Gegenstand, um den man sich grämt, nicht mehr ist was er einst war.«

»Ich glaube, Sie haben nicht ganz Unrecht, Herr von Merval. Aber haben Sie die Baronin von Grangeville seit kurzem gesehen?«

»Ja, ich habe sie ebenfalls bei Glumeau gesehen, und zwar noch in Paris, kurz vor der bewußten Abendunterhaltung. Es war noch nicht so lange, daß ich sie nicht gesehen, ich hatte sie zuweilen im Theater und im Concert bemerkt; aber ich mochte nicht von ihr sprechen; die falsche Stellung, in der sie sich befand, machte mir diese Zurückhaltung zur Pflicht. Bei Glumeau kam sie selbst zu mir, um unsere Bekanntschaft zu erneuern; sie lud mich sogar ein, sie zu besuchen.«

»Haben Sie dieser Einladung Folge geleistet?«

»Ich hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit . . .«

»Ist sie noch immer von Luxus umgeben wie früher? Denn sie war in allen Dingen gefallsüchtig, ihre Zimmer mußten immer auf das eleganteste eingerichtet seyn...«

»O nein,« erwiederte Merval, den Kopf schüttelnd, »jetzt ist es anders, die Wohnung der Frau von Grangeville hat sich eben so verändert wie ihr Gesicht.«

»Ist es möglich! Sollte sich ihr Charakter ebenfalls geändert haben?«

»Das glaube ich nicht; an Charakter und Gesinnung

Digitized by Google

ſcheint ſie dieſelbe geblieben zu ſeyn, aber die Mittel fehlen ihr . . . ich glaube, daß dieſe Dame ruinirt iſt.«

»Ruinirt! . . .«

»Wenigſtens wird nicht viel daran fehlen.«

»Sie hatte doch zwölftauſend Franken Einkünfte . . .«

»Ja, vor zwanzig Jahren, aber in einer ſo langen Zeit kann man in Luxus und Zerſtreuungen weit mehr verthun . . . Kurz, ich fand die Baronin von Grangeville in einer kleinen ſehr beſcheidenen Wohnung im vierten Stocke, und die Ausſtattung dieſer Wohnung war nichts weniger als elegant.«

»Wie viele Dienſtboten hält ſie?«

»Wie viele Dienſtboten? . . . ein einziges Stubenmädchen, das wahrſcheinlich Alles in Allem iſt.«

Das Geſicht des Grafen iſt düſter geworden. Nach einer Weile erwiedert er:

»Sie hat alſo ihr Vermögen vergeudet . . . und im Alter, wo die Täuſchungen ſchwinden, wird ſie vielleicht Noth leiden! . . .«

Merval antwortet nichts; er ſteht auf und nimmt ſeinen Hut.

»Sie wollen mich ſchon verlaſſen?« ſagt der Graf; »ich hoffte Sie den ganzen Tag bei mir zu behalten . . .«

»Sie ſind ſehr gütig, aber heute wäre es mir nicht möglich länger zu bleiben, ich muß nach Paris zurück.«

»So verſprechen Sie mir wenigſtens, bald wieder zu kommen.«

»Ich werde mir in der nächſten Woche die Freiheit nehmen.«

»Ich zähle auf Sie und werde Sie mit Sehnſucht erwarten.«

Digitized by Google

»Auf baldiges Wiederſehen alſo, lieber Graf.«

Merval drückt dem Grafen die Hand und entfernt ſich. Unterwegs ſagt er zu ſich:

»Der arme Graf! . . . er weiß noch nicht Alles. Doch wozu ſoll man ihn mit einer Sache bekannt machen, deren Entdeckung ihm nicht angenehm ſeyn kann . . . und die er vielleicht nie erfahren wird!«

III.

Georgets Qualen.

In den erſten Tagen, die Georget auf dem Lande verlebt, ſteht er ſehr früh auf und iſt bis zum Abend unabläſſig beſchäftigt, er nimmt ſich kaum Zeit zum Eſſen. Er geht ab und zu, läuft bald hier bald dort hin. Er gräbt und pflanzt mit dem Gärtner, haut abgeſtorbene Bäume um, ſetzt Geſträuche um, führt Erde in Schiebkarren, und arbeitet mit ſo großem Eifer, daß ſein Geſicht im Schweiß gebadet iſt. Vergebens mahnt ihn ſeine Mutter, ſich einige Ruhe zu gönnen; er hört nicht, und als der Graf von Brévanne zu ihm ſagt: »Warum ſo haſtig, lieber Georget? Laſſen Sie ſich mehr Zeit; Sie überarbeiten ſich und werden krank,« — antwortet der junge Menſch mit gezwungenem Lächeln: »O nein, gnädiger Herr, die immerwährende Arbeit iſt eine Zerſtreuung, eine Unterhaltung für mich; ich denke nicht ſo viel an andere Dinge, wenn ich recht viel zu thun habe.«

Armer Junge! denkt der Graf. Ich verſtehe ihn, er ſucht ſich zu betäuben, um das Mädchen zu vergeſſen, das er liebte; aber es koſtet ihm große Mühe.

»Freund Georget läuft wie ein Eichhörnchen,« ſagt

Digitized by Google

Pongo zu Madame Brunoy; »er bleibt keinen Augenblick auf einer Stelle, er ſetzt ſich nicht in den Schatten, um auszuruhen und zu plaudern . . . es iſt ſo angenehm, im Schatten zu liegen, wenn es heiß iſt. Armer Georget! er wird aufſchnappen. Wenn er bei mir zu Lande ſo arbeitete, wäre er in zwei Tagen todt!«

Von Zeit zu Zeit raſtet Georget eine Weile, um ſich den Schweiß von der Stirn zu wiſchen; dann ſieht er ſich um, und wenn er allein iſt, überläßt er ſich ſeinen Gedanken, und oft werden ſeine kaum vom Schweiß getrockneten Wangen mit Thränen benetzt.

Eines Abends nähert er ſich ſeiner Mutter und ſagt zu ihr: »Mama, gefällt es Dir noch hier?«

»Ich weiß nicht, was ich mir noch wünſchen könnte,« erwiedert Madame Brunoy; »ich habe eine ſehr hübſche Wohnung, angenehme Arbeit, alle Lebensbedürfniſſe im Ueberfluſſe und einen ſo guten Herrn, der ſich täglich erkundigt, ob es mir an etwas fehlt! . . . Biſt Du denn hier nicht zufrieden?«

»O ja, Mutter, ich bin recht zufrieden. Nicht wahr, wir ſind ſchon ſehr lange hier?«

»Erſt neun Tage, nicht länger.«

»Erſt neun Tage! Es iſt ſonderbar, mir ſchien es, als ob wir ſchon länger als einen Monat hier wären!«

»Armer Junge! Du langweileſt Dich alſo und ſehnſt Dich nach Paris zurück?«

»O nein, Mutter, ich denke gar nicht nach Paris . . . aber wenn Du vielleicht etwas brauchſt, wenn Du zufällig etwas vergeſſen haſt, ſo will ich's geſchwind holen . . . ich werde mich keinen Augenblick aufhalten, es iſt gar nicht weit

Digitized by Google

von hier in die Stadt, ich kann in drei Stunden wieder hier seyn.«

»Ich danke Dir, lieber Georget, ich brauche nichts, ich habe Alles mitgebracht, was ich nöthig habe.«

Georget sagt nichts mehr, aber er kann seine Verstimmung nicht verbergen; er wagt es indeß nicht, seinen Antrag zu wiederholen, denn er fürchtet, seine Mutter könne in seinen Gedanken lesen.

Einige Tage später redet er den Mulatten an, der eine prächtige Georgine ausschimpft.

»Mit wem sprechen Sie denn, Pongo?«

»Mit wem ich spreche, Monsieur Georget? Sie sehen ja, mit der großen Georgine . . . sie ist schön roth und weiß, aber eigensinnig, will sich nicht gerade halten und immer den Kopf senken . . . das ist garstig, es sieht so duckmäuserisch aus. Hörst Du wohl, Georgine? Du sollst den Kopf hoch halten und die Sonne anschauen, sonst hast Du es mit mir zu thun!«

»Pongo, Sie sind lange nicht in Paris gewesen; ich glaubte, Herr Malberg schicke Sie zuweilen hin.«

»Ja, mein Herr schickt mich nach Paris, wenn er etwas zu besorgen hat . . . Die kleine braune Georgine hält das Köpfchen recht gerade. Siehst du wohl, du lange Figur, die kleine hat mehr Anstand als du!«

»Jetzt haben Sie wohl nichts in Paris zu thun?«

»Nein, Monsieur Georget, und ich freue mich, daß ich hier im Kühlen bleiben kann und den Weg nicht zu machen brauche. Mein Herr will zwar, daß ich fahre, aber im Omnibus sind immer so viele Leute, die gar nicht höflich sind und dem armen Pongo immer Grimassen machen. Einmal wollte ich eine Kindsmagd schlagen, die mir die Zunge aus-

Digitized by Google

ſtreckte, da kam der Kutſcher und ſetzte mich auf das Dach zwiſchen das Gepäck . . .«

»Das war auch nicht ſchön von Ihnen, Pongo; warum wollten Sie denn ein Frauenzimmer ſchlagen?«

»Sie ſtreckte die Zunge aus und nannte mich einen Lebkuchenmann!«

»Sie gehen alſo nicht gern nach Paris?«

»O nein, wenn ich Carabi verlaſſe, kratzt er mich immer, wenn ich zurückkomme und will nicht mehr gehorchen... aber ich gehe doch, wenn ich muß.«

»Hören Sie, lieber Pongo, wenn Sie für Herrn Malberg wieder eine Beſtellung in Paris zu machen haben, will ich für Sie gehen, und Sie können ruhig hier bleiben; ich werde Alles beſorgen was Sie mir ſagen.«

»Sie ſind ſehr gütig, Monſieur Georget, aber ich kann's nicht annehmen . . .«

»Warum nicht? Sie würden mir ſogar einen Gefallen damit thun, denn ich würde dieſe Gelegenheit benützen, um . . . um in Paris etwas zu kaufen.«

»Nein, Monſieur Georget; wenn mein Herr mich ſchickt, muß ich gehen, ſonſt würde er ſagen: »Pongo iſt mein Diener nicht mehr; Pongo läßt ſich bedienen, und ich kann ihn nicht brauchen . . . Nein, Pongo muß ſeinen Herrn ſelbſt bedienen . . . Warte nur, du große Georgine, ich werde dich ſchon zwingen, den Kopf gerade zu halten!«

Georget geht traurig fort, ſein ſehnlichſter Wunſch iſt, nach Paris zu gehen, und wenn er auch nur eine Minute dort bleiben könnte; aber er mag es weder ſeiner Mutter noch ſeinem Gönner geſtehen, denn wie könnte er jetzt in die Stadt gehen, nachdem er ſo oft betheuert, er verabſcheue Paris, nachdem er gebeten hatte, man möge ihn nie hinſchicken! Er

Digitized by Google

hätte dadurch das Geſtändniß abgelegt, daß er immer noch an Violette denke, daß er ſie nicht vergeſſen könne, daß er zehn Jahre von ſeinem Leben opfern würde, um ſie nur einen Augenblick zu ſehen . . . Mit achtzehn Jahren achtet man das Leben ſehr gering, mancher Verliebte würde ſeine ſchönſte Jugendzeit in wenigen Tagen vergeuden, wenn ſeine Wünſche immer in Erfüllung gingen.

Merval hielt das Verſprechen, das er dem Grafen von Brévanne gegeben; er wiederholte ſeinen Beſuch und blieb einen Tag in Nogent. Der Graf befragte ſeinen Gaſt wieder über die Verhältniſſe der Baronin von Grangeville und erkundigte ſich nach ihrer Adreſſe. Er fragte auch, ob man Roncherolle in Paris geſehen, allein Merval konnte ihm darüber keine Auskunft geben.

Im Laufe dieſes Tages, der dem vertraulichen Geſpräch und dem freien Austauſch der Gedanken gewidmet war, ſchien Merval mehr als einmal im Begriff zu ſeyn, ein für den Grafen ſehr intereſſantes Geheimniß mitzutheilen; aber er fürchtete ihm weh zu thun und ſchwieg. Er dachte, wie nach ſeinem erſten Beſuche: »Wozu kann es nützen? es iſt beſſer, wenn er es nicht erfährt.«

Am andern Morgen zeigte der Graf ſeinem Diener an, daß ſie zuſammen nach Paris gehen würden. Pongo traf ſogleich ſeine Vorkehrungen: vor Allem fütterte er die junge Katze mit Fleiſch und Paſteten, damit Carabi, wie er ſagte, in ſeiner Abweſenheit nicht naſche und keine Züchtigung verdiene.

Als der Mulatte eben mit der Fütterung ſeines Freundes Carabi fertig war und den Reiſerock ſeines Herrn ausklopfte, kam Georget.

Digitized by Google

»Was machen Sie da, Pongo?« fragte Georget ſtehen bleibend.

»Ich klopfe Flonflon, Monſieur Georget, und mache ihn ſchön und ſauber. Flonflon läßt gern ſchlagen, denn er geht heute nach Paris.«

»Wie! Pongo, Sie gehen nach Paris?«

»Ja, mit meinem Herrn . . . Hörſt du wohl, Flonflon, um zwölf Uhr mußt du reiſefertig ſeyn.«

»Sie ſagen, Herr Malberg gehe heute nach Paris?«

»Ja, Monſieur Georget; er nimmt mich mit, und ich ſetze meine ſchöne neue Kappe Mina auf . . .«

Georget entfernt ſich eilends und ſucht den Grafen auf; endlich findet er ihn in tiefen Gedanken unter einem Hollunderbaum ſitzend.«

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich Sie ſtöre,« ſagt Georget, den Grafen anredend; »ich habe gehört, daß . . . daß Ew. Gnaden heute nach Paris gehen . . .«

»Ja, ich gehe nach Paris; aber das kümmert Sie ja nicht, ich nehme Sie nicht mit. Fürchten Sie nichts; ich brauche Sie nicht, ich nehme nur Pongo mit.«

»Ich habe mich anders beſonnen,« erwiedert Georget verlegen; »ich ſehe ein, daß ich Unrecht hatte, nicht nach Paris gehen zu wollen; denn ich muß thun was mir Ew. Gnaden befehlen . . . wenn Sie daher wollen, daß ich mitgehe, ſo bin ich bereit . . . ich werde mir's nicht zweimal ſagen laſſen . . .«

Der Graf ſah ſeinen jungen Diener aufmerkſam an und erwiederte ſanft:

»Ich danke Ihnen, Georget, für Ihre Bereitwilligkeit; aber ich will Sie mit dieſer ſchweren Prüfung verſchonen. Sie ſind höchſt ungern in Paris, ich weiß es und begreife es

Digitized by Google

wohl: Sie könnten dort einer gewiſſen Perſon begegnen, die Sie nicht wiederſehen wollen, die Sie zu vergeſſen ſuchen... Sie ſind ſo vernünftig, die Gefahr zu fliehen, und ich will Ihren guten Vorſätzen nicht zuwider handeln. Beruhigen Sie ſich daher, lieber Georget, Sie bleiben hier, ich brauche Sie nicht in Paris.«

Der arme Georget iſt ganz beſtürzt und weiß nicht mehr was er ſagen ſoll. Endlich kann er ſeine Gedanken nicht länger verſchweigen, fällt vor dem Grafen auf die Knie und ſtammelt ſchluchzend:

»O, nehmen Sie mich mit, gnädiger Herr! Ich kann es nicht mehr aushalten; ich ſchwöre Ihnen, daß ich kein Wort mit ihr ſprechen will . . . aber ich muß ſie ſehen, nur einen Augenblick ſehen; ich muß wiſſen, ob ſie noch da iſt an der Stelle, wo ich ſie vormals geſehen . . . dann komme ich wieder. Ich werde dann ruhiger ſeyn und noch viel beſſer arbeiten.«

»Stehen Sie auf,« erwiederte der Graf. »Jetzt ſind Sie wenigſtens aufrichtig, und das iſt mir lieber; warum ſprechen Sie auch anders als Sie denken? Sie ſind noch nicht in der Verſtellungskunſt geübt, lieber Georget, bleiben Sie immer ſo. Ich will Sie mitnehmen . . .«

»O, wie gütig ſind Sie!«

»Aber nehmen Sie ſich in Acht, bedenken Sie was vorgegangen iſt! . . . Wenn Sie den Gegenſtand Ihrer Liebe ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen hätten, würde ich weniger für Sie fürchten; aber nach vierzehn Tagen iſt es ſehr gefährlich.«

»O, ich werde nicht mit ihr reden, ich ſchwöre es Ihnen!«

Digitized by Google

»Es iſt gut. Machen Sie ſich fertig und ſagen Sie Pongo, daß ich Sie ſtatt ſeiner mitnehme, und daß er nicht nach Paris geht.«

Georget läuft freudetrunken durch die Gärten und ſagt Allen, die ihm begegnen, daß er nach Paris geht. Er ſagt es dem Gärtner, der die Küchengewächſe begießt, er ruft es ſeiner Mutter zu, die vor dem Hauſe arbeitet und nicht recht gehört zu haben glaubt; aber als ſie ihren Sohn um Löſung des Räthſels fragen will, iſt er ſchon in ſeinem Zimmer, um ſich anzukleiden. In wenigen Minuten iſt er mit ſeiner Toilette fertig; dann ſucht er den Mulatten, der den Reiſepaletot noch klopft und bürſtet. Georget will den Paletot nehmen, Pongo aber will ihn nicht herausgeben.

»Laſſen Sie das, Pongo,« ſagt Georget, »Sie gehen nicht nach Paris, ich gehe für Sie; geben Sie mir den Paletot, Sie haben ihn genug geklopft . . .«

»Was! ich gehe nicht nach Paris? Sie ſcherzen, Monſieur Georget! Sie wollen mich foppen.«

»Ich ſage Ihnen, Pongo, daß ich mit Ihrem Herrn nach Paris gehe. Sie können hier bleiben, das wird Ihnen ſehr lieb ſeyn.«

»Ich glaube Ihnen nicht . . . laſſen Sie Flonflon in Ruhe . . .«

»Ich will Herrn Malberg den Paletot bringen, denn er will fort.«

»Nicht anrühren! Ich trage Flonflon ganz allein hin, ich brauche Sie nicht.«

»Nun, dann gehen Sie geſchwind.«

»Pongo läßt ſich von Ihnen nichts befehlen. Laſſen Sie Flonflon . . .«

»Jetzt wird's mir zu arg!« ſagt Georget und ſtürzt

Digitized by Google

auf den Paletot zu, den der Mulatte bei einem Aermel hält. Keiner von beiden will nachgeben, Jeder zieht an einem Aermel, und bald fällt der Gegenstand des Streites, beider Aermel beraubt, auf den Sand.

In diesem Augenblicke kommt der Graf von Brévanne auf den Kampfplatz; er sieht den Rumpf seines Ueberrockes auf dem Boden liegen, während Georget und Pongo die in ihren Händen gebliebenen Aermel mit trübseliger Miene ansehen.

»Nun, ich warte auf meinen Paletot!« sagt der Graf, der sich eines Lächelns über die Verlegenheit der beiden streitenden Parteien nicht erwehren kann.

»Da ist Paletot . . . Flonflon!« sagt der Mulatte, und reicht seinem Herrn den einen Aermel.

»Was ist das, Pongo? ein Aermel . . .«

»O, ich nähe Alles wieder zusammen, Ew. Gnaden,« erwiederte Pongo. »Das hat Monsieur Georget gethan, er wollte mir den Rock wegnehmen und sagte, ich sey nicht mehr Diener; aber ich wollte es nicht glauben, und er nahm Flonflon mit Gewalt . . .«

»Das ist wahr,« sagte Georget; »ich gestehe, daß Ihr Paletot durch meine Schuld zerrissen ist; ich wollte ihm den Paletot abnehmen, und er wollte ihn nicht hergeben . . .«

»Pongo nicht mehr Diener!« klagt der Mulatte, »Pongo, armer Pongo wird sich den Kopf an der Wand einstoßen!«

Der Mulatte heult jämmerlich, und sein Herr kann ihm nur mit Mühe begreiflich machen, daß er nie die Absicht gehabt hat ihn zu entlassen, und daß Georget ihn nur dieses Mal nach Paris begleitet.

Digitized by Google

Georget bittet den Mulatten um Verzeihung; Pongo gibt ſich zufrieden; der Graf von Brévanne läßt einen andern Paletot bringen und fährt mit Georget nach Paris.

IV.

Ein guter Camerad.

Bei der Ankunft in Paris ſagt der Graf zu ſeinem Begleiter:

»Jetzt brauche ich Sie nicht, lieber Georget; aber erwarten Sie mich dieſen Abend um fünf Uhr auf dem Boulevard vor der Rue d'Angoulême, ich werde in einem Cabriolet kommen und Sie mitnehmen.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr . . . aber wenn Sie befehlen, daß ich mit Ihnen gehe . . .«

»Nein, erwarten Sie mich nur um fünf Uhr an der bewußten Stelle.«

Der Graf entfernt ſich. Georget bleibt nicht lange unſchlüſſig; in einigen Minuten iſt er auf dem Boulevard. Er geht auf das Château-d'Eau zu, es war gerade Blumenmarkt, das Wetter war herrlich und der Boulevard wimmelte von Käufern und Spazirgängern. Georget freut ſich darüber, denn er kann ſich unter der Menſchenmenge verſtecken und Violette unbemerkt ſehen.

Seine Kniee ſchlottern, als er ſich der Stelle nähert, wo das ſchöne Blumenmädchen ſitzt, und ſein Herz pocht ſo ungeſtüm, daß er die Hand auf die Bruſt drückt, als ob er fürchtete, ſie werde zerſpringen. So war dem armen Menſchen noch nie zu Muthe geweſen; es iſt ſein ſehnlicher Wunſch, Violette wiederzuſehen, und doch fürchtet er ſich

Digitized by Google

wie ein kleines Kind. Endlich benutzt er einen Augenblick, wo er von vielen Menschen umgeben ist, und schaut hinüber . . . er sieht Violette und kann seine Augen nicht mehr abwenden. Sie ist noch so schön wie früher, aber die Rosen sind von ihren Wangen verschwunden, ihre Gesichtszüge haben den Ausdruck tiefer Schwermuth und Betrübniß; aber weit entfernt, ihrer Schönheit zu schaden, erhält ihr Gesicht vielleicht durch die Bläße einen neuen Reiz.

Georget bemerkt diese Veränderung auf den ersten Blick, und in einer Secunde kreuzen sich die verschiedensten Gedanken in seinem Geiste.

»Woher kommt diese Betrübniß, diese Bläße? Warum sieht sie so nachdenkend und sorgenvoll aus? — Ist sie krank? — Hat sie einen Kummer? — Wer kann ihr etwas zu Leide thun? — Woran sie in diesem Augenblicke wohl denkt?«

Alle diese Fragen drängen sich ihm in weniger als einer Minute auf. Aber die letzte war ihm ganz besonders wichtig, er würde Alles in der Welt gegeben haben, um sie lösen zu können. »Woran sie in diesem Augenblicke wohl denkt!«

Dies ist wohl die gewöhnliche Frage eines Liebenden, wenn er seine Geliebte ungesehen beobachten kann; aber diese Frage bleibt fast immer unbeantwortet.

Es vergeht eine gute Weile, und Georget ist noch immer an derselben Stelle und starrt Violette an, die ihn nicht sieht. Mehr als einmal wird er von den Vorübergehenden gestoßen und fast zu Boden geworfen; man ruft ihm zu: »Nehmen Sie sich doch in Acht! — Treten Sie auf die Seite! — Lassen Sie uns durch! — Der scheint mit den Füßen im Asphalt festzustecken!«

Digitized by Google

Georget hört nicht, er geht nicht von der Stelle; die Rippenstöße fühlt er nicht, sein Leben, sein Gefühl scheint in seine Augen übergegangen zu seyn, seine übrige Sinnesthätigkeit ganz aufgehört zu haben.

Aber endlich muß er doch antworten, in die Wirklichkeit zurückkehren, als er sich plötzlich von zwei nervigen Armen umfaßt fühlt und eine wohlbekannte Stimme ihn anredet:

»Da bist Du ja, armer Georget! . . . Du bist also nicht todt und nicht ersoffen? O, das ist schön! Ich glaubte, Du wärst in einen Canal oder Brunnen gefallen, oder in den Steinbrüchen am Montmartre verschüttet worden! . . . Ich muß Dich einmal recht herzhaft drücken und küssen . . . Sapperlot! Du verdammter Lump wirst auf einmal unsichtbar, und deine Freunde wissen nicht was aus Dir geworden ist . . . Nun, so laß Dich doch küssen!«

Georget hat seinen alten Cameraden Chicotin erkannt und fühlt sich gerührt durch die Freude, die dieser über das Wiedersehen zu erkennen gibt.

»Ja, ich bin's, Chicotin . . . Du hattest mich also nicht vergessen?«

»Vergessen? wie kannst Du auch so viehdumm seyn! Was willst Du damit sagen? Warum sollte ich Dich vergessen haben? waren wir denn nicht Freunde, und wirft man einen Freund weg wie eine alte Hose, die man nicht mehr tragen mag? . . . Vergessen! ich habe Dich in allen Winkeln von Paris gesucht; ich war in deiner Wohnung, die mir Violette gesagt hatte, denn ich wußte sie nicht genau.«

»Du hast Violetten um meine Wohnung gefragt?«

Digitized by Google

»Allerdings . . . um deine Adreſſe zu erfahren, mußte ich ja fragen.«

»Und was ſagte ſie, als Du von mir ſprachſt?«

»Sie ſagte, Du wohnteſt in der Rue d'Angoulême. Ich ging hin und fand einen langen, klapperdürren Hausmeiſter, der ganz beſoffen war und ſich mit einem Frauenzimmer zankte . . . es mußte wohl ſeine Frau ſeyn, denn ſie nannte ihn Schnapphahn!«

»Hat ſie Dir ſonſt nichts geſagt?«

»Die Alte ſagte: ſie ſind fort, wir wiſſen nicht wo ſie ſind . . .«

»Ich meine Violette . . . Was hat Violette geſagt?«

»Das Blumenmädchen? . . . Ach, ich weiß es nicht, was ihr fehlt, aber ſeit einiger Zeit iſt das arme Kind ganz traurig; ſie lacht gar nicht mehr und iſt ganz verändert. Vielleicht hat ſie ſich gekränkt, daß Du fort warſt; Du ſtandeſt ja oft den ganzen Tag bei ihr, auf einmal läſſeſt Du ſie ſitzen, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, wie es ſcheint! Das war recht ungezogen von Dir. Wenn ich's ſo gemacht hätte, würde ſich Niemand gewundert haben, man würde geſagt haben: O, der Patatras, der macht's nicht anders! Patatras verſchwindet, wie Rotomago im Marionettentheater . . . Aber Du, Georget, ein gebildeter junger Mann, der ſich allenthalben für einen Advocatenſchreiber ausgeben könnte, hätteſt Dich anders aufführen ſollen; von Dir hätte man ſo etwas nicht erwartet.«

Georget ſah unterdeſſen immerfort das Blumenmädchen an. Violette, die bisher mit ihren Blumen beſchäftigt war, ſchaut zufällig auf. Georget, der von ihr bemerkt zu ſeyn glaubt, zieht Chicotin mit ſich fort und ſtammelt:

»Komm . . . komm, wir wollen nicht hier bleiben

Digitized by Google

. . . sie hat mich vielleicht gesehen, und sie soll nicht glauben, es mache mir noch Vergnügen, sie anzusehen, an sie zu denken; sie würde mich wieder verspotten, und das will ich nicht . . . Komm, Chicotin . . .«

»Mein Gott! sieh Dich doch vor . . . Du läufst ja dem Omnibus in den Weg! Ich will mich nicht von den Pferden zertreten lassen . . . Aber was hast Du denn mit dem Blumenmädchen? Du sahst Violette so gern, und jetzt nimmst Du Reißaus, wenn sie Dich ansieht! Das begreife ich nicht. Was hat sie Dir denn gethan?«

»Was sie mir gethan hat! Sie hat mich betrogen, hat sich sittsam und verständig gestellt; aber es war Alles erheuchelt, sie erhörte einen der schönen Herren, die ihr den Hof machen . . . sie ist sogar zu ihm gegangen!«

»Was! die schöne Violette eine freche Dirne! . . . das ist nicht wahr! das glaube ich nicht! das ist eine Lüge!«

Georget ist ganz betroffen über die zuversichtliche Sprache, womit ihm sein Camerad widerspricht; er freut sich recht herzlich darüber, und möchte Chicotin herzen und küssen; aber er drückt ihm nur die Hand und erwiedert:

»Du glaubst es nicht von ihr . . . Ach! ich mochte es auch nicht glauben; aber wenn sie in deiner Gegenwart darüber zur Rede gestellt würde und es nicht läugnete, würdest Du es glauben müssen . . . Höre nur.«

Georget erzählte seinem Freunde Alles was sich bei seiner letzten Anwesenheit auf dem Blumenmarkte zugetragen. Chicotin schüttelt von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er an der Wahrheit der Erzählung zweifelte, und als sein vormaliger Camerad schweigt, erwiedert er sehr entrüstet:

»Was beweist das? Der kleine Hasenfuß, der mit dem rechten Auge in die linke Westentasche und mit dem linken in

Digitized by Google

die Sonne ſchaut, ſagt eine Maſſe Lügen von einem Mädchen, das nichts von ihm wiſſen will! . . . wenn er alle Mädchen, die ihm einen Korb geben, ſo verleumdet, wird er einen ſchönen Tritſchtratſch zuſammenbringen . . .«

»Aber der Andere, Jéricourt, iſt nicht häßlich und weiß ſich zu benehmen . . . er hat ihr auch nachgeſtellt und ſie beſchwatzt . . .«

»Aber er iſt nicht dageweſen, er hat nichts geſagt, nichts verſichert . . .«

»Aber Violette! . . . Violette! . . . als der kleine Menſch zu ihr ſagte, er habe ſie aus der Wohnung ſeines Nachbars kommen ſehen und ſie ſey ganz erhitzt und zerzauſt geweſen, antwortete ſie ihm nicht: Sie ſind ein Lügner! . . . Wenn es nicht wahr wäre, würde ſie den boshaften kleinen Menſchen gewiß Lügen geſtraft haben.«

»Ich glaube doch nicht daran,« entgegnete Chicotin; »Du hätteſt ſie auffordern müſſen, Dir zu erklären, wie die Sache zugegangen.«

»Sie hätte mich alſo auch noch belügen ſollen? O, ich brauchte keine Erklärung mehr . . . Sie ſah ja meinen Schmerz, meinen Gram und ließ mich fortgehen, ohne ein Wort zu ihrer Rechtfertigung zu ſagen . . . Hältſt Du ſie jetzt noch für unſchuldig, Chicotin?«

»Ja.«

»Ja ſagſt Du . . . . O, wenn ich doch denken könnte wie Du! Ich bin ſo unglücklich, ſeitdem ich nicht mehr frei und offen ſagen kann, daß ich Violette liebe . . . Sie iſt blaß und traurig, ſie iſt ſehr verändert: wie kann ich wiſſen was ſie ſo traurig macht!«

»Warte . . . ich ſehe dort Jemand, der uns beſſer als

Digitized by Google

ſonſt Jemand die Sache erklären kann . . . Siehſt Du den großen jungen Herrn, der dort über den Boulevard geht!«

»Das iſt ja Jéricourt! . . . Laß mich, Chicotin, ich will mit ihm reden . . .«

»Gott bewahre! . . . was würdeſt Du zu ihm ſagen?«

»Ich weiß nicht . . . aber ich würde ihn zwingen, mir zu geſtehen, ob er Violettens Geliebter iſt . . .«

»Du würdeſt ihn zwingen! Kann man denn die Leute zwingen, die Wahrheit zu ſagen? Nein, die Wahrheit muß von ſelbſt kommen, oder man muß ſie herauszulocken ſuchen . . . Komm, wir wollen ihm nachgehen, und wenn wir an einen Ort kommen, wo weniger Menſchen ſind, rede ich ihn an; ich werde mit ihm ſprechen, er kennt mich. Er weiß freilich nicht, daß ich's zweimal auf ihn abgeſehen hatte, als ich den Unrechten über den Haufen warf. Es war übrigens nur ein Spaß . . . Ich habe Dir geſagt, daß ich oft Beſtellungen für ihn gemacht habe; ſeit einiger Zeit habe ich faſt gar nichts mehr für ihn zu thun; ich glaube es ſteht ſchlecht mit ſeinen Moneten, es wird ihm ebenſo gehen wie ſeinem Freunde, dem Lion Saint-Arthur, der ſich von der kleinen Dutaillis rupfen läßt . . . der Gimpel!«

»Chicotin, laß uns ſchneller gehen . . . Du redeſt ihn an . . .«

»Sey nur ruhig, wir werden ihn nicht aus den Augen laſſen . . . Ich will ihn fragen, ob es wahr iſt, was der kleine Knirps von dem Blumenmädchen geſagt hat; ich will ſagen, daß ich Luſt hätte, Violette zu heirathen. Warum ſollte er mir nicht die Wahrheit ſagen? und warum ſollte er mich belügen?«

»Das iſt eine gute Idee, Chicotin! Ja, ja, ſprich Du mit ihm, ich will unterdeſſen auf die Seite treten und mir

Digitized by Google

das Anſehen geben, als ob mich die Sache gar nicht kümmerte . . . Geh nur und rede ihn an.«

»Jetzt geht's nicht, er ſpricht mit einem andern Herrn . . .«

»Das iſt fatal!«

»Es wird nicht lange dauern; wir haben ja Zeit und können warten.«

Der Theaterdichter Jéricourt ſpricht wirklich mit einem Collegen, der ihm zufällig begegnet iſt. Beide gehen von Zeit zu Zeit plaudernd einige Schritte fort, bleiben dann ſtehen, ohne ihr Geſpräch zu unterbrechen. Das dauert ſehr lange. Georget wird immer ungeduldiger.

»Die Beiden machen gewiß ein Stück,« ſagt Chicotin; »der Eine geſticulirt wie auf dem Theater.«

»Sie ſcheinen ſich gar nicht trennen zu wollen . . .«

»Es kann noch lange dauern, wenn ſie ein fünfactiges Stück machen . . . und wenn noch dazu einige Tableaux eingeſchoben werden . . .«

»Ach, mein Gott! da gehen ſie in ein Kaffehhaus! das fehlte auch noch . . .«

»Wir können den Herren doch nicht wehren, einige Erfriſchungen zu nehmen. Was meinſt Du, ſollen wir auch in das Kaffehhaus gehen und ein Gläschen trinken?«

»Nein, Jéricourt könnte uns bemerken, und dann würde er ſehen, daß wir ihn verfolgt haben.«

»Du haſt Recht, Georget, er würde dann meine Fragen nicht beantworten. Es iſt auch beſſer, daß er Dich nicht ſieht . . . Wir müſſen Schildwache ſtehen; das iſt verdammt langweilig, aber in unſerm Geſchäft ſtehen wie oft für Andere Schildwache, wir können uns wohl einmal für unſere Rechnung langweilen.«

Digitized by Google

Jéricourt bleibt länger als eine Stunde in dem Kaffeehause; endlich kommt er mit seinem Collegen heraus, Beide plaudern noch ziemlich lange vor dem Kaffehhause und entfernen sich dann in verschiedenen Richtungen.

»Endlich!« sagt Georget und folgt Jéricourt. »Jetzt, Chicotin, mußt Du nicht warten, bis er einen Andern anredet.«

»Nein, nein . . . aber ich muß auch einen schicklichen Ort wählen. Sieh, da geht er in eine Seitengasse; ich werde ihn auf der Place Royale packen . . . Erwarte mich hier, Georget.«

Chicotin läuft, um Jéricourt einzuholen, und Georget bleibt auf dem Boulevard. Fünf Minuten vergehen; Georget wird ungeduldig, geht auf die Place Royale, sieht sich nach allen Seiten um und bemerkt endlich Chicotin, der unter einer Arcade mit Jéricourt spricht. Georget hätte gern zugehört, er geht einige Schritte vorwärts, aber Chicotin bemerkt ihn und gibt ihm einen Wink, der ihn zurücktreibt.

Georget stellt sich weiter entfernt auf, lehnt sich an einen Pfeiler und erwartet seinen Freund. Endlich kommt Chicotin, und sein verstimmtes Gesicht verkündet nichts Gutes. Der arme Georget eilt seinem Cameraden entgegen und ruft ihm zu:

»Nun, was hat er gesagt? . . . Geschwind, ich stehe seit einer Stunde wie auf Kohlen!«

»Was er gesagt hat? Es war nicht der Mühe werth, ihm so lange nachzugehen, um das zu hören.«

»Ich verstehe schon . . . Violette ist schuldig!«

»Wenn man ihm glauben darf, hat sich das Blumenmädchen ihm ergeben. Als ich zu ihm sagte: Haben Sie die Güte, mir zu sagen was Sie von Violette wissen, denn ich

Digitized by Google

kenne Jemanden, der ſie heirathen will, — fing er an zu lachen und erwiederte: Nun, dem Bräutigam gratulire ich! . . . und er ſagte noch eine Menge Unſinn, den ich nicht verſtand. Ich glaube, daß er Dich geſehen hat, denn er ſetzte hinzu: Du erkundigſt Dich für deinen kleinen Cameraden. — Nein, antwortete ich, ich frage in meinem eigenen Namen. Er fing wieder an zu lachen; ich ärgerte mich und hätte ihn gern auf das Straßenpflaſter geworfen, aber das hätte uns nichts genützt. Dann ſagte er: Nur Narren können an die Tugend der Mädchen glauben, die ſo ſpröde thun. Violette iſt ganz freiwillig zu mir gekommen; und wenn ein Mädchen zu mir kommt, ſo weiß man was das zu bedeuten hat. Sage das dem Einfaltspinſel, der in das Blumenmädchen vernarrt iſt . . . Dann kehrte er mir den Rücken zu und fing an zu ſingen. Aber ein Lump iſt er doch, und ich will ihm wohl rathen, mich nicht wieder auf Beſtellungen zu ſchicken; ich werde nicht ermangeln mich zu irren und ſeine Billets den Männern und nicht den Frauen bringen; wir wollen dann ſehen, ob er noch lachen wird! . . . Du mußt Dir die Sache nicht ſo zu Herzen nehmen, Georget. Tauſendſapperment, Du mußt ein Mann ſeyn und zeigen, daß Du kein Gelbſchnabel mehr biſt. Wenn man über jede Untreue weinen wollte, würden die Männer beſtändig rothe Naſen haben, und das wäre nicht ſchön . . . Du haſt mir ja ſelbſt geſagt, daß Dir Violette nichts verſprochen; es ſtand ihr frei nach ihrem Gefallen zu lieben . . .«

»Ja, Du haſt Recht, Chicotin,« ſtammelt Georget, indem er ſich die Augen wiſcht; »Violette war frei, ich habe nicht das Recht, ihr Vorwürfe zu machen. Ich bin ein Narr, daß ich mich gräme, denn Du haſt mir im Grunde gar nichts Neues geſagt; aber als ich ſie ſo blaß, ſo verändert ſah, dachte

Digitized by Google

ich . . . doch es ſind Dummheiten . . . und Du ſelbſt ſagteſt, ich hätte Unrecht, etwas Arges von ihr zu denken . . .«

»Ja wohl, ich würde meine Hand ins Feuer gehalten haben . . . Du haſt alſo Paris verlaſſen? Wo biſt Du denn jetzt?«

»In Nogent an der Marne, auf einer prächtigen Beſitzung; mein Principal iſt ſehr gut gegen mich und meine Mutter. Es fehlt uns an nichts bei Herrn Malberg, wir ſind ſehr glücklich.«

»Jetzt trockne deine Augen, Georget, und weine nicht mehr.«

»Nein, ich will nicht mehr weinen; ich gehe nach Nogent und komme nie wieder nach Paris; es thut mir zu weh, ſie zu ſehen und zu denken, daß ich ſie nicht mehr lieben darf . . . O nein, ich komme nie wieder. Ich hatte es mir ſchon bei meiner erſten Abreiſe feſt vorgenommen, aber jetzt werde ich meinen Vorſatz gewiß ausführen.«

»Das iſt recht . . . und ich werde Dich in Nogent beſuchen; es iſt doch nicht verboten?«

»O nein, komm nur . . . aber von ihr mußt Du kein Wort ſagen, ich will nichts mehr von ihr wiſſen.«

»Sey nur unbeſorgt, ich werde mich wohl hüten, Dir Dinge zu erzählen, über die Du Dich ſo grämſt . . . Schneuze Dich und ſchlage Dir's aus dem Sinn. Es fehlt ja nicht an hübſchen Mädchen, es iſt ein Unkraut, das wie die Quecken wuchert. Man findet es auf dem Lande ſo gut wie in Paris. Ich wette, daß in Nogent auch kein Mangel daran iſt, aber Du haſt Dich wohl noch nicht umgeſehen?«

»Nein, ich habe noch nicht daran gedacht.«

»Dann wollen wir gemeinſchaftlich ſuchen, ich werde

Digitized by Google

Dir eine aufgabeln, die Dir die Grillen und alle Pariſer Blumenmädchen aus dem Sinn treiben ſoll.«

»Ja, ich will eine Andere . . . ſogar mehre Andere lieben!«

»Das iſt recht, man muß auf's Ganze gehen; wenn dann in dem Packet eine iſt, die Dir eine Naſe dreht, ſo kannſt Du Dich gleich mit einer Andern tröſten.«

»Du wirſt alſo kommen, Chicotin? nicht wahr, Du verſprichſt mir's . . . aber nicht, um von ihr zu ſprechen! Was liegt mir jetzt daran, ob ſie blaß oder rothwangig traurig oder vergnügt iſt! das iſt mir jetzt ungeheuer gleichgiltig; ich will gar nicht mehr an ſie denken. Wer ſich ſo beträgt wie ſie, verdient gar keine Theilnahme . . . nicht wahr, Chicotin?«

»Ja, ja, ſchneuze Dich noch einmal, damit Dir die ganze Liebſchaft aus dem Sinne kommt . . . Es bleibt bei der Abrede, ich beſuche Dich. Ich bin ja mein eigener Herr. Ich habe zwar für den alten Herrn mit dem Zipperlein manchmal zu thun, aber nicht alle Tage. Die Baronin von Grangeville habe ich nicht gefunden, obſchon ich mir alle Mühe gegeben habe . . . Du ſuchteſt ja auch Jemanden für deinen Herrn Malberg, wie mir Violette ſagte . . .«

»Violette! . . . Violette hat von mir geſprochen?«

»Wie dumm bin ich!« ſagte Chicotin, ſich an die Stirn ſchlagend; »da ſpreche ich von ihr! ich möchte mir die Zunge abbeißen . . .«

»Das Unglück iſt ja nicht ſo groß,« tröſtete Georget. »Es war ja vormals, als ſie mich ein bischen lieb hatte und freundlich gegen mich war . . . denn gut war ſie mir, das weiß ich gewiß . . .«

Digitized by Google

»Und jetzt iſt's aus, und damit Punctum! . . . Kurz und gut, Du ſuchteſt einen gewiſſen Jemand, und deshalb begegneten wir uns nicht mehr.«

»Das iſt wahr, aber ich ſuchte vergebens, ich konnte den Herrn von Roncherolle nicht finden.«

»Herr von . . . wie ſagſt Du?«

»Herr von Roncherolle.«

»Was! ſo heißt der Herr, den Du ſo lange vergebens ſuchteſt!«

»Ja; weißt Du ihn zu finden?«

»Ob ich es weiß! Es iſt ja mein Herr mit dem Zipperlein! Ich mußte für ihn eine Dame ſuchen . . . Er ſcheint ein Tauſendſaſa geweſen zu ſeyn; aber nobel iſt er und freigebig, das muß man ihm laſſen, obgleich es mit ſeinen Moneten ſchlecht zu ſtehen ſcheint.«

»Und er heißt Herr von Roncherolle?«

»Ja, ſo heißt er . . . ich ſollte der Dame einen Blumenſtrauß bringen, den er von Violette gekauft hatte, und da ſagte er mir ſeinen Namen.«

»Vor Violette? . . .«

»Ach! ſapperlot, ich plaudre wie eine Elſter, und bin ſo dumm, wie ein Gänſerich.«

»Kennt denn Violette dieſen Herrn auch?«

»Nein, er kennt ſie, wie alle Leute ein hübſches Mädchen kennen, das Blumen verkauft. Er kaufte einen Strauß von ihr, und damit war's abgethan.«

»Und er heißt Roncherolle?«

»Ja, ja, wie oft ſoll ich Dir's denn ſagen?«

»Wo wohnt er?«

»In einem kleinen Hôtel garni, in der Rue-de-Breta-

Digitized by Google

gne . . . die Hausnummer weiß ich nicht, aber es iſt leicht zu finden.«

»Ich danke Dir, Chicotin. Endlich kann ich meinem Herrn doch einen Dienſt erweiſen; ich will es ihm geſchwind ſagen . . . Aber ich habe ganz vergeſſen: wie viel Uhr iſt es?«

»Ich glaube, es hat ſechs geſchlagen.«

»Sechs Uhr! . . . und ich ſollte Herrn Malberg um fünf Uhr auf dem Boulevard an der Ecke der Rue-d'Angoulême erwarten!«

»Jetzt wirſt Du ſchwerlich zur beſtimmten Zeit dort ſeyn.«

»Komm, Chicotin . . . wir wollen laufen!«

Der Wunſch, ſeinem Wohlthäter einen Dienſt zu erweiſen, hat das Bild des ſchönen Blumenmädchens aus Georgets Gedanken einen Augenblick verdrängt. Er geht im gymnaſtiſchen Geſchwindſchritt bis zu der Stelle, die ihm der Graf bezeichnet hat; Chicotin folgt ihm und ruft ihm von Zeit zu Zeit nach:

»Der Tauſend! wir laufen ja, als ob uns die Milz ausgeſchnitten wäre! . . . Wenn uns ein Roßkamm ſähe, würde er uns für das Wettrennen auf dem Marsfelde engagiren; wir würden den erſten Preis gewinnen!«

Endlich kommen die beiden Freunde an den bezeichneten Ort. Aber Georget ſieht ſeinen Herrn nicht; er ſagt zu Chicotin:

»Warte hier; ich will in unſere Wohnung gehen und fragen, ob Herr Malberg da iſt.«

Georget geht in das Haus, wo er gewohnt hat. Er findet Madame Baudouin, die ausnahmsweiſe nüchtern iſt und ihm antwortet:

Digitized by Google

»Herr Malberg fragte nach Ihnen, aber es ſind wohl drei Viertelſtunden; er war im Cabriolet und ſtieg nicht ab, wahrſcheinlich iſt er ſogleich nach Nogent gefahren.«

Georget eilte zu ſeinem Cameraden zurück.

»Herr Malberg,« ſagte er, »hat mich im Hauſe geſucht, und iſt abgereiſt. Es verſteht ſich, daß er mich nicht erwartete . . . Ich gehe jetzt fort, ich werde bald in Nogent ſeyn . . .«

»Du willſt den Weg zu Fuß machen?«

»Ja, ich komme ſchneller hin als im Omnibus.«

»Ich will Dich bis Vincennes begleiten, aber unter der Bedingung, daß wir nicht ſo laufen, wie bis jetzt. Dein Herr iſt fort, es liegt nichts daran, ob Du eine halbe Stunde früher oder ſpäter kommſt; und wenn er unwillig iſt, ſo haſt Du ihm eine Nachricht zu bringen, die ihn freuen wird.«

»O, er iſt nie unwillig . . . Komm, Chicotin.«

V.

Eine Aehnlichkeit.

Der Graf von Brévanne war nicht ohne Abſicht nach Paris gegangen; aber er wollte die Angelegenheit, die ihn in die Stadt führte, Niemand anvertrauen, und nachdem er ſeine Geſchäfte abgethan, fuhr er gegen fünf Uhr auf den Boulevard und hielt vor der Rue-d'Angoulême an. Hier ſah er ſich nach Georget um, der unterdeſſen den Vaudevillefabrikanten verfolgte und an das Stelldichein gar nicht dachte. Der Graf fuhr nun zu ſeiner Wohnung, wo er erfuhr, daß Georget nicht da geweſen war.

Digitized by Google

»Ich errathe, wo er die Stunde vergeſſen hat und wo er noch iſt,« denkt der Graf. — »Kutſcher, zum Boulevard Saint-Martin! Vor dem Blumenmarkte halten Sie an.«

Der Kutſcher fährt ab, und der Graf ſagt zu ſich: »Ich will dieſe Gelegenheit benutzen, das ſchöne Mädchen zu ſehen, das meinem armen Georget den Kopf verdreht hat. Ich wette, daß er noch auf dem Blumenmarkte iſt und ſich von ſeinem Idol nicht trennen mag. Ein achtzehnjähriges Herz iſt ſo ſchwer von einer Täuſchung zu heilen; der arme Georget wird noch lange unglücklich ſeyn, wenn es mir nicht gelingt, ihn zu heilen . . . aber vor Allem müßte ich wiſſen, ob das Mädchen wirklich eine ſchlechte Dirne iſt.«

An der Ecke des Boulevard ſteigt der Graf aus dem Cabriolet und geht auf den Blumenmarkt.

»Aber wie ſoll ich die ſchöne Violette erkennen?« ſagte er zu ſich. »Nun, ich werde Georget wahrſcheinlich einige Schritte von ihr finden.«

Der Graf von Brévanne geht langſam weiter und betrachtet alle Blumenverkäuferinnen; einige ſind alt und andere nicht hübſch. Die Schönheit iſt eine ſeltenere Gabe als man glaubt. Man trete in ein Schauſpielhaus und muſtere alle Gallerien mit dem Operngucker, zuweilen findet man unter ſechshundert Zuſchauerinnen nicht eine, die wirklich ſchön iſt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß hübſche Frauen ſo viele Eroberungen machen; es gibt ihrer ja ſo wenige!

Der Graf geht immer fort; es wundert ihn gar nicht, daß Georget nicht da iſt, was ſollte er auch unter den Blumenverkäuferinnen, die kein einziges hübſches Exemplar aufzuweiſen haben! Aber als er ſich dem Château-d'Eau nähert, wird ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch einen wunderhüb-

Digitized by Google

ſchen Mädchenkopf gefeſſelt. Es mußte die Schöne ſeyn, die er ſuchte. Georget iſt indeß nicht da . . . und es war kaum denkbar, daß eine andere Blumenhändlerin ſein Herz gefeſſelt haben ſollte.

Der Graf ſteht ſtille und betrachtet die Verkäuferin mit einer lebhafteren Theilnahme; je länger er ihr Geſicht anſieht, deſto tiefer fühlt er ſich bewegt. Anfangs kann er ſich von dieſem Eindruck keine Rechenſchaft geben. Das Mädchen erinnert ihn an Jemand; er ſinnt eine kleine Weile nach, und bald findet er die Perſon, deren Ebenbild das ſchöne Blumenmädchen iſt.

»Eine ſonderbare Aehnlichkeit!« denkt der Graf, der Violette unabläſſig betrachtet, denn ſie war es. »Dieſes Mädchen iſt das Ebenbild Luciennens . . . ſo war Lucienne, als ich ihr den Hof machte, als ſie noch nicht meine Frau war, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie heiter und lebensfroh war; dieſes Mädchen hingegen ſieht traurig und bekümmert aus . . . ſie wird indeß wohl nicht immer ſo ſeyn. Iſt es eine Täuſchung meiner Sinne? Nein, es iſt ihr Profil, ihre Naſe, ihre Geſichtsform . . . eine größere Aehnlichkeit iſt kaum denkbar . . . Ob es Violette iſt? Ja, ſie muß es ſeyn, ich will mir Gewißheit verſchaffen.«

Der Graf tritt vor den Blumenflor, nimmt ein Bündel Roſen und fragt nach dem Preiſe. Violette antwortet ihm, und ihre Stimme überraſcht ihn ebenſo wie ihr Geſicht, denn auch der Ton dieſer Stimme, der Ausdruck, das Melodiſche derſelben erinnert ihn an ſeine Frau. Er ſieht Violette ſo forſchend an, daß ſie ganz verlegen wird und die Augen niederſchlägt.

»Entſchuldigen Sie,« ſagt der Graf, indem er die Roſen bezahlt; »Sie könnten mir wohl behilflich ſeyn, ein

Digitized by Google

junges Mädchen zu finden, das ich hier ſuche; es iſt eine Blumenhändlerin Namens Violette.«

»Violette heiße ich.«

»So! Sie ſind's?«

»Ich bin auf dem Markte die Einzige, die ſo heißt.«

»O, ich glaube Ihnen; ich dachte es wohl, daß Sie es ſeyn müßten.«

»Was wünſchen Sie von mir, mein Herr?«

»Sie werden es ſonderbar finden,« erwiederte der Graf; »ich ſuchte Sie, um eine andere Perſon zu finden.«

»Ich verſtehe Sie nicht.«

»Ich will mich deutlicher erklären. Ich habe jetzt auf dem Lande einen jungen Menſchen bei mir, der vormals ſeinen Stand auf dem Boulevard hatte . . . er war Commiſſionär.«

Violettens Wangen werden plötzlich roth und ſie erwiedert haſtig:

»Sie meinen wahrſcheinlich Georget?«

»Ganz recht, Georget heißt er.«

»Dann müſſen Sie der Herr ſeyn, von dem er mir ſo viel Gutes geſagt hat; der Herr Malberg, der ihn ſo bereitwillig unterſtützte, als ſein Mutter krank war, der . . .«

»Ja, ich bin Malberg,« antwortet der Graf, die Lobrede des Mädchens unterbrechend; »aber es handelt ſich nicht um mich, ſondern um Georget. Er iſt heute mit mir nach Paris gekommen, ich hatte ihm einen Ort genannt, wo er mich um fünf Uhr treffen ſollte, um mit mir nach Nogent, wo mein Landhaus iſt, zurückzukehren, und zu meinem Erſtaunen iſt er nicht gekommen. Ich dachte, daß er vielleicht

Digitized by Google

hier . . . auf dem Blumenmarkte ſeyn würde. Haben Sie ihn nicht geſehen?«

»Ja, aber es ſind ſchon mehr als zwei Stunden. Er ſtand dort, mir gegenüber . . . ich weiß nicht, ob er ſchon lange da geweſen war; aber als er bemerkte, daß ich ihn ſah, verſchwand er, und ſeitdem habe ich ihn nicht wiedergeſehen.«

»Hat er nicht mit Ihnen geſprochen?«

»O nein, er ſpricht nicht mehr mit mir!«

Violette ſagt dies mit zitternder Stimme und ſeufzt; ihre Augen füllen ſich mit Thränen.

Der Graf fühlt ſich gerührt; er hat Violette mit einer Aufmerkſamkeit betrachtet, die ihr ſehr läſtig geweſen ſeyn würde, wenn ſie nicht an Georget gedacht hätte.

»Haben Sie noch eine Mutter, mein Kind?« fragt der Graf nach einer Pauſe, und Violette erwiedert ganz erſtaunt:

»Nein, ich habe keine Mutter mehr . . . Georget hat Ihnen alſo geſagt, daß er mich kennt?«

»Ja, ja, er hat mir's geſagt . . . Iſt es ſchon lange, daß Sie Ihre Mutter verloren haben?«

»Es ſind ſchon mehre Wochen, daß ich ihn nicht mehr ſehe,« antwortet Violette, welche die Frage kaum beachtet hat; »er iſt alſo bei Ihnen auf dem Lande?«

»Georget? ja, er iſt bei mir . . . Aber ich ſprach von Ihrer Mutter; ich fragte Sie, ob es ſchon lange iſt, daß Sie ſie verloren haben?«

»Ich habe meine Mutter gar nicht gekannt; ich bin ein armes Mädchen, meine Eltern haben mich verlaſſen, und ich

Digitized by Google

verdanke meinen jetzigen Erwerb einer guten Frau, die an dieſer Stelle Blumen verkaufte.«

»Ich verſtehe,« antwortet der Graf, der das Blumenmädchen für ein Findelkind hält. »Verzeihen Sie, mein Kind, es würde mir ſehr leid thun, wenn ich Sie durch dieſe Frage betrübt hätte. Sie müſſen mich für ſehr neugierig halten, aber Ihr Geſicht erinnert mich an eine Perſon, die ich ſehr genau gekannt habe . . .«

»O, ich nehme es Ihnen gar nicht übel, mein lieber Herr, ich will Ihnen gern antworten; es war mein ſehnlicher Wunſch, Sie kennen zu lernen, ſeitdem ich weiß, wie viel Ihnen Georget zu verdanken hat.«

»Wie alt ſind Sie?«

»Achtzehn und ein halbes Jahr . . . neunzehn Jahre weniger drei Monate, wie ich glaube.«

»Es iſt ſonderbar!«

»Kommt denn Georget gar nicht nach Paris?« fragte Violette; »es muß ihm wohl ſehr bei Ihnen gefallen, denn früher war er täglich hier auf dieſem Boulevard; damals ſprach er freilich oft Stunden lang mit mir, und ich zankte ihn oft aus, daß er gar nicht an das Arbeiten dachte . . . und jetzt ſieht er mich gar nicht mehr an, weil man mich verleumdet hat . . . wie konnte er auch ſo etwas glauben? Wenn man mir ſagte, Georget habe geſtohlen oder ſonſt eine Schlechtigkeit begangen, ich würde es gewiß nicht glauben! . . . Spricht er zuweilen von mir? Glauben Sie, daß er mich ganz vergeſſen habe?«

Der Graf hörte nicht mehr zu, er war nachdenkend und zerſtreut; endlich verſcheucht er die Gedanken, die ſich ihm aufdrängen, und ſagt haſtig:

»Ich bin nicht bei Sinnen; man findet oft auffallende

Digitized by Google

Aehnlichkeiten, und ich bilde mir ein . . . Adieu, mein Kind, entschuldigen Sie meine Neugier.«

Der Graf entfernt sich, ohne die letzten Fragen des schönen Blumenmädchens zu beantworten. Violette schaut ihm ganz traurig nach und sagt zu sich:

»Er hat meine Fragen nicht beantwortet; Georget hat es ihm vielleicht verboten . . . Ach! es ist schrecklich, verachtet zu werden, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat! Und doch fühle ich im Innersten meiner Seele, daß ein ruhiges Gewissen mehr werth ist als alles Andere. Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen! aber die Verleumder werden sich einst Vorwürfe machen, daß sie mich so unglücklich gemacht haben.«

Der Graf hat sich wieder in sein Cabriolet gesetzt und nach Nogent zurückbegeben. Aber auf dem ganzen Wege hat er an die sonderbare Aehnlichkeit gedacht, und das Bild des Blumenmädchens schwebt ihm beständig vor der Seele.

Georget kommt, trotz seiner Eile, erst zwei Stunden nach dem Grafen in Nogent an. Chicotin hat seinen Cameraden todmüde und vor Durst fast verschmachtend in Vincennes verlassen; denn Georget hat sich entschieden geweigert, in ein Wirthshaus zu gehen, um sich zu erfrischen, er würde sich verspätet haben. Chicotin drückt ihm zum Abschiede die Hand und sagt:

»Lieber Freund, ich habe Dich sehr gern begleitet, aber jetzt ist's genug; wenn ich noch weiter ginge, würde ich den Pipps bekommen . . . Tausendsapperment! Du läufst allen Omnibus und Hühnerwagen voraus. Auf Wiedersehen, Georget; ich besuche Dich in Nogent, aber ich gehe ganz allein und ganz gemächlich im Spazirschritt, das ist mir lieber.«

*

Digitized by Google

Georget erſcheint ganz beſchämt vor dem Grafen von Brévanne, er fürchtet einen derben Verweis; aber der Graf ſagt ganz gelaſſen:

»Ich fand Sie nicht an dem bezeichneten Orte, und glaubte daher, Sie hätten auf dem Blumenmarkte die Stunde vergeſſen . . . ich ging daher zu dem ſchönen Blumenmädchen, um Sie zu ſuchen . . .«

»Sie haben Violette geſehen, gnädiger Herr?«

»Ja, ich habe ſie geſehen, ich habe mit ihr geſprochen.«

»Sie haben mit ihr geſprochen? Ach! ich habe nicht mit ihr geſprochen; ich fand einen Cameraden, Namens Chicotin, der nicht glauben wollte, daß ſich Violette ſo ſchlecht aufgeführt, und wir gingen dem Herrn Jéricourt nach . . . derſelbe, bei dem ſie geweſen iſt. Chicotin, der ihn kennt, bat ihn inſtändig, ihm die Wahrheit zu ſagen. Ach! ich dachte es wohl, dieſer Herr Jéricourt hat beſtätigt was ich ſchon wußte!«

»Es iſt ſchade, denn das Mädchen iſt ſehr intereſſant; ich fand in ihrem Geſicht eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Perſon, die vormals auch ſehr hübſch war . . .«

»Nicht wahr, gnädiger Herr, Violette iſt ſchön? Ich ſagte es Ihnen ja! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Fragen beläſtige. Darf ich wiſſen was ſie Ihnen geſagt hat?«

»Sie hat von Ihnen geſprochen, lieber Georget.«

»Von mir? Warum ſpricht ſie denn von mir? ſie liebt mich ja nicht und hat mich ſo unglücklich gemacht! Warum denkt ſie an mich? ſie hat ja einem Andern ihre Liebe geſchenkt, ſie hat mich verſchmäht! Sie will mich alſo noch

Digitized by Google

mehr betrüben? Nein, sie soll nicht mehr von mir sprechen, ich werde es ihr verbieten!«

»Beruhigen Sie sich, Georget; Sie sind nicht vernünftig, und ich glaube, Sie thun wohl, nicht wieder nach Paris zu gehen.«

»Ja, Sie haben Recht, gnädiger Herr, über mich ungehalten zu seyn . . . Mein Gott! ich hätte bald etwas vergessen. Ich bin in einem Athem hierher geeilt, um Ihnen eine gute Nachricht zu bringen. Daran ist Violette Schuld, sie hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich denke an nichts mehr. Das ist schlimmer als eine Krankheit . . . Mein Gott! sie spricht von mir . . .«

»Sagen Sie, Georget, da Sie endlich daran denken: was für eine Nachricht haben Sie mir mitzutheilen?«

»Vor einiger Zeit gaben mir Ew. Gnaden den Auftrag, die Wohnung eines Herrn von Roncherolle in Paris ausfindig zu machen.«

Bei dem Namen Roncherolle wird das Gesicht des Grafen sogleich lebhaft, er faßt Georget beim Arm und erwiedert:

»Ja, ja . . . so heißt er. Wissen Sie etwas?«

»Endlich habe ich die Adresse dieses Herrn erfahren . . .«

»Sie wissen seine Adresse?«

»Ja, gnädiger Herr. Ich würde sie längst erfahren haben, wenn ich meinen Cameraden Chicotin früher gesprochen hätte. Er ist der Commissionär dieses Herrn, er macht Bestellungen für ihn.«

»Nun, so nennen Sie mir seine Adresse.«

Digitized by Google

»Herr von Roncherolle wohnt in der Rue-de-Bretagne in einem Hôtel garni. Die Hausnummer weiß mein Camerad nicht, aber es ist leicht zu finden, da die Straße nicht lang ist.«

»Rue-de-Brétagne . . . ein Hôtel garni?«

»Ja, ein kleines Hôtel garni.«

»So habe ich ihn endlich wiedergefunden!« sagt der Graf für sich, indem er sehr aufgeregt auf und ab geht. »Ich könnte noch diesen Abend . . . nein, es ist zu spät, man würde mich vielleicht nicht mehr vorlassen . . . aber morgen Früh . . . Ja, morgen suche ich ihn auf!«

»Was konnte denn Violette von mir sagen?« stammelt Georget, auf seinen Herrn zutretend. Aber der Graf deutet auf die Thür und erwiedert gebieterisch:

»Lassen Sie mich allein!«

Der arme Georget entfernt sich ganz verlegen. »Es ist sonderbar,« sagt er zu sich, »ich glaubte ihm durch die Mittheilung der Adresse jenes Herrn eine Freude zu machen, aber es scheint einen ganz anderen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.«

VI.

Abrichtung eines Kakadu.

Wir bitten nun den Leser, uns in das kleine Hôtel garni zu folgen, wo wir Herrn von Roncherolle mit seinem Zipperlein zurückgelassen haben.

Wenn ihn das Zipperlein nicht plagte, pflegte er um die Mittagsstunde auszugehen und erst um Mitternacht, zuweilen sogar noch später, wieder nach Hause zu kommen, im-

Digitized by Google

mer ſchimpfend über die ſchlecht erleuchtete Treppe, über ſeine ſchlechte Wohnung und die ſchlechte Bedienung. Gemeiniglich dachte er nach dieſen Herzensergießungen:

»Nun, ich kann einmal nicht beſſer wohnen und muß daher philoſophiſch denken. Ich kann keine Eroberungen mehr machen, ich habe mein Vermögen verthan, und mit dem Wenigen, das mir geblieben iſt, kann ich immer noch . . . im Spiel verlieren. Ludwig XIV. hatte vollkommen Recht, als er zu dem Marſchall von Villars ſagte: »In Ihrem Alter hat man kein Glück mehr.« — Was würde er geſagt haben, wenn er die Gicht gehabt hätte?«

Aber eines Morgens war Roncherolle nicht im Stande, den linken Fuß auf die Erde zu ſtellen, und mußte daher zu Hauſe bleiben. Er las viel, um ſich die Zeit zu vertreiben, und machte ein Schläfchen, wenn's das Zipperlein erlaubte.

In dem ſogenannten Fauteuil à la Voltaire ausgeſtreckt, den in Flanell gewickelten kranken Fuß auf einen Polſter ſtützend, war Roncherolle eingeſchlummert, als er plötzlich durch einen lauten, durchdringenden Schrei und einige ſchnarrende Worte geweckt wurde. Dann ließ ſich eine gewöhnliche, aber für einen Nachbar viel zu ſtarke Stimme folgendermaßen vernehmen:

»Bravo, Coco, du haſt Stimme; ich weiß, daß du famös plaudern kannſt, ich habe dich im Kaffehhauſe deines Herrn gehört, und deshalb habe ich dich gekauft. Jetzt mußt du lernen was ich von dir verlange, und du wirſt es lernen, nicht wahr, Coco?«

»Guten Morgen, Herr Brillant!«

»Guten Morgen, Freund, guten Morgen! . . . Du ſagſt es ſehr gut; aber ich bin nicht Herr Brillant, ſondern Saint-Arthur . . . merke dir das: Saint-Arthur.«

Digitized by Google

»Guten Morgen, Herr Brillant!«

»Laß es gut ſeyn, Coco. Höre zu: die Dutaillis iſt entzückend; applaudiren Sie, Zizi! . . . Das mußt du ſagen; es iſt wohl ein bischen lang, aber du ſollſt nur die Hälfte davon auf einmal lernen . . . Jetzt aufgepaßt: die Dutaillis iſt entzückend!«

»Guten Morgen, Herr Brillant!«

»Jetzt verliere ich die Geduld, Coco. Mache mich nicht böſe!«

»Cré coquin! das war ein Ball!«

»Ha! er flucht . . . das iſt recht drollig, aber noch nicht genug . . . Hör' zu, Coco, und ſprich: die Dutaillis iſt entzückend.«

»Das war ein Ball!«

»Applaudiren Sie, Zizi!«

»Guten Morgen, Herr Brillant!«

»Morbleu! ich will auch fluchen, wenn du es zu arg machſt.«

»Das war ein Ball . . . Herr Brillant!«

»Die Dutaillis iſt entzückend!«

»Cré coquin! Cré coquin!«

Roncherolle, der dieſen ganzen Dialog fluchend und ſchimpfend angehört hat, miſcht ſich nun darein, indem er mit dem Stocke an die Wand klop t und aus Leibeskräften ruft:

»Tauſend Donnerwetter! Wie lange ſoll das dauern? Sind Sie noch nicht fertig, Herr Nachbar und reſpective Papagei? . . . Monſieur Coco und Mademoiſelle Dutaillis, wiſſen Sie wohl, daß ich den Claqueur machen werde, wenn Sie nicht aufhören zu ſchreien! . . . und ich würde ſchon da ſeyn, wenn ich mich rühren könnte!«

Dieſe Worte bringen Saint-Arthur und ſeinen Papa-

Digitized by Google

gel zum Schweigen. Es war wirklich der junge Lion, der Freund Jéricourt's, der Geliebte der pikanten Schauspielerin vom Boulevard-du-Temple; er war seit einigen Tagen der Nachbar Roncherolle's; seine sinnlose Verschwendung hatte ihn gezwungen, eine schöne, nach dem neuesten Geschmacke meublirte Wohnung in aller Eile zu verlassen. Saint-Arthur, der immer nur auf die Befriedigung der höchst kostspieligen Launen der Mademoiselle Zizi bedacht war, hatte vergessen, den Meublehändler und den Tapezierer zu bezahlen; diese Leute hatten die Geduld verloren, ihr Geld verlangt und endlich gerichtliche Hilfe in Anspruch genommen. Der vormalige Ladendiener hatte nun seine Brieftasche zu Rathe gezogen; er besaß nur noch achttausend Franken und war eilftausend schuldig. Er dachte: »Wenn ich in meiner Wohnung bleibe, nimmt man mir mein Geld, ich will meine Meubles lieber meinen Gläubigern überlassen, sie werden sich ziemlich damit bezahlt machen, und es bleibt mir noch genug übrig, um mich zu unterhalten. Der kleinen Zizi sage ich, daß ich aus Familienrücksichten für einige Zeit im Marais wohne . . . um in der Nähe einer Tante zu seyn, die ich beerbe. Es kann ihr übrigens ganz gleichgiltig seyn, wo ich wohne, wenn ich sie nur immer in ein gutes Gasthaus führe und recht generös bin.«

Saint-Arthur miethete nun eine Wohnung in dem kleinen Hôtel garni in der Rue-de-Bretagne, neben dem Zimmer des Herrn von Roncherolle; aber seine Wohnung war dreimal größer als das letztere, und da der junge Lion viel Aufhebens machte, Champagner trank und einen Spazirstock von Elfenbein hatte, so stand er bei den Hausleuten in der höchsten Achtung; man hielt ihn für einen sehr vornehmen Herrn, und würde gern zwölf Gäste, wie der Herr

Digitized by Google

mit dem Zipperlein, gegen einen einzigen Saint-Arthur vertauſcht haben.

»Endlich ſchweigt er,« denkt Roncherolle, indem er ſich wieder in ſeinem Fauteuil à la Voltaire ausſtreckt. »Parbleu! zu dieſem neuen Nachbar kann man der Wirthin gratuliren. Es wäre nicht auszuhalten geweſen, wenn das ſo fortgedauert hätte. Der Nachbar muß ein rechter Gimpel ſeyn, daß er ſeinem Papagei ſo ſchöne Sachen lehren will... O, ich werde ihn bald ſehen.«

Roncherolle gähnt, macht die Augen zu und fängt wieder an einzuſchlummern, als der Lärm bei dem Nachbar auf einmal wieder anfängt.

»Sprich doch: die Dutaillis iſt entzückend:

»Guten Morgen, Herr Brillant.«

»Dummes Vieh! . . . Applaudiren Sie, Zizi!«

»Zi . . . zi . . . zi . . . das war ein Ball!«

»Du biſt ein Schlingel, Coco!«

»Morbieu! Sie ſind auch ein Schlingel!« ruft Roncherolle, der ſich aufrichtet, ſeinen Stock erhebt und wieder an die Wand ſchlägt. »Ich rathe Ihnen, die Papageilectionen einzuſtellen, oder ich drehe dem Schüler den Hals um und werfe den Meiſter zum Fenſter hinaus . . . Es iſt zum verzweifeln in dieſer Spelunke! Ich klopfe und läute ſeit einer Stunde und Niemand kommt! — Holla! Kellner! Stubenmädchen!«

Saint-Arthur und ſein Papagei ſind wieder ſtill; aber der kleine Lion ſetzt in den drei Zimmern, aus denen ſeine Wohnung beſteht, ebenfalls alle Glockenzüge in Bewegung.

Stubenmädchen und Kellner eilen in den dritten Stock hinauf. Die Dienſtmagd geht nicht mehr zu Roncherolle, weil er ihr mehrmals den Rath gegeben, ſich zu waſchen und ihr

Digitized by Google

Kleid zum Fleckausbringer zu ſchicken. Der Kellner, den man den »jungen Menſchen« nannte, war ſeit zwanzig Jahren im Hauſe und mochte fünfundfünfzig Jahre alt ſeyn. Er war von mittlerer Größe und ſehr reſpectablem Umfange; trotzdem war ſein Geſicht ſehr runzelig, und er trug eine kleine Perrücke, die nicht bis an die Ohren hinabreichte. Beauvinet, ſo heißt der »junge Menſch,« hat nie einen andern Anzug getragen, als Hoſen, die kaum bis an die Knöchel reichen, und eine Jacke ohne Schöße. Sein Bauch verbirgt ſich hinter einer weißen Schürze, deren einer Zipfel immer aufgeſchlagen iſt, um den andern nicht mehr ganz weißen Theil zu verbergen. Im Ganzen genommen war Beauvinet noch präſentabler als das Dienſtmädchen, und er pflegte jetzt immer bei Herrn von Roncherolle zu erſcheinen, wenn dieſer läutete.

Beauvinet erſcheint alſo vor dem Herrn mit dem Zipperlein; der Schürzenzipfel iſt aufgeſchlagen, die Perrücke ſitzt auf dem rechten Ohr. Dadurch wird die linke Seite des Kopfes natürlich entblößt; aber Beauvinet nimmt es nicht ſo genau; er zieht die Perrücke bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zieht er ſie auf beiden Seiten zugleich. Hierbei geht er jedoch ſeit Kurzem mit großer Vorſicht zu Werke, denn er hatte unlängſt auf ſeinem Scheitel ein Krachen vernommen, das ſeine Perrücke in einen Kranz zu verwandeln drohte, und die Mittel des »jungen Menſchen« waren zu beſchränkt, um den Ankauf einer neuen Perrücke zu geſtatten.

»Monſieur hat geläutet, geklopft, gerufen?« ſagte Beauvinet, indem er ſeinen runden Kopf in die Thür ſteckt.

»Ja, ſacrebleu! ich habe geläutet und geklopft . . . ich

Digitized by Google

würde das Haus in Brand gesteckt haben, wenn Feuer im Camin gewesen wäre.«

»Feuer? . . . Ach, mein Gott! Monsieur friert? . . . Es ist aber doch recht warm.«

»Schweigen Sie und antworten Sie mir . . . Lassen Sie Ihren Schädel in Ruhe; ich kann nicht sehen, wenn Sie beständig an Ihrer garstigen Perrücke zupfen.«

»Ich bitte um Verzeihung, es ist . . .«

»Still! Wer wohnt hier neben mir? es scheint, daß ich einen neuen Nachbar bekommen habe.«

»Ja, die schöne Wohnung ist erst seit acht Tagen vermiethet.«

»An wen?«

»An einen sehr vornehmen jungen Herrn, der immer so elegant aussieht, als ob er täglich in die Oper ginge, und großen Aufwand macht.«

»Ja, deshalb halten Sie ihn für sehr vornehm . . . Wie heißt er?«

»Alfred de Saint-Arthur.«

»Sacredieu! ein wundervoller Theatername! Solche Namen gibt es nur in Vaudevilles . . «

»Ich verstehe nicht was Sie meinen.«

»Das ist auch nicht nöthig. Hören Sie, Beauvinet. Ihr Arthur — oder Saint-Alfred, oder wie er sonst heißen mag — hat sich acht Tage recht gut aufgeführt, denn ich wußte gar nicht, daß ich einen Nachbar hatte; aber heute fällt es ihm ein, einem Papagei Sprechlectionen zu geben.«

»Bitte um Entschuldigung, Monsieur, es ist kein Papagei, sondern ein Kakadu, ein prächtiger Vogel mit einem Busch auf dem Kopfe . . .«

»Er gehört zur Familie der Papageien. Der Herr und

Digitized by Google

ſein Vogel machen einen ſchrecklichen Lärm, der mich im Schlafe ſtört, und wenn man die Gicht hat, iſt der Schlaf die größe Erquickung. Ich bin vielleicht etwas zu heftig geworden, aber ſagen Sie meinem Nachbar, daß ich durch dieſe verwünſchte Krankheit gezwungen bin das Zimmer zu hüten, und ihn bitten laſſe, ſeinem Kakadu keine Sprechlectionen zu geben, ſo lange ich zu Hauſe bleiben muß; er kann verſichert ſeyn, daß ich ausgehen werde, ſobald ich gehen kann, und dann kann er nach Herzensluſt mit ſeinem Vogel plaudern. Wenn Herr Saint-Arthur ein gebildeter Mann iſt und zu leben weiß, wird er meine Bitte erfüllen, wenn nicht, ſo werden wir ſehen was weiter zu thun iſt! . . . Sie haben mich verſtanden, Beauvinet; gehen Sie und laſſen Sie Ihre Perrücke in Ruhe.«

Während ſich dies in Roncherolle's Zimmer zutrug, eilte Jungfer Joſephine zu dem jungen Lion.

»Was bedeutet das?« ſagt Saint-Arthur. »Iſt man denn nicht Herr in ſeiner eigenen Wohnung? Ich zahle bei Heller und Pfennig und ſollte doch das Recht haben meinen Kakadu ſprechen zu lehren!«

»Das verſteht ſich, Monſieur iſt Herr in ſeiner Wohnung und Niemand kann ihm wehren zu thun was ihm einfällt. Wir fühlen uns ſehr geſchmeichelt, einen ſo vornehmen Herrn im Hauſe zu haben, und Monſieur können auch ſehen, daß man geſchwind kommt, wenn man die Glocke hört.«

»Warum erlaubt ſich denn mein Nachbar an die Wand zu klopfen und zu ſchreien wie ein Zahnbrecher, wenn ich Coco ſprechen lehre? Ich habe den Vogel nur in dieſer Abſicht gekauft; ſobald er gut ſprechen gelernt, ſchenke ich ihn einer Schauſpielerin, die meine Geliebte iſt und mich vergöttert.

Digitized by Google

Ich will um meines Nachbars willen den Unterricht meines Kakadu nicht aufgeben.«

»Was! der lahme alte Herr hat die Keckheit gehabt zu schreien und zu klopfen!« eiferte die schmutzige Dienstmagd. »Es wundert mich im Grunde nicht, er erlaubt sich Alles . . . Ich kann ihn nicht leiden, es wäre mir lieb, wenn er auszöge. Er findet alles schlecht im Hause, und wer ihm glauben wollte, müßte denken, er habe immer in prächtigen Schlössern gewohnt. Aber man muß sich gar nicht um sein Schimpfen und Toben kümmern. Ihre Wohnung ist dreimal größer als die seinige, und folglich haben Sie das Recht, dreimal mehr Lärm zu machen!«

»Sehr richtig geurtheilt,« erwiederte der junge Lion; »aber was für eine Art Mensch ist der Nachbar?«

»Was für eine Art Mensch? Er ist ein Mensch, der das Zipperlein hat, er knurrt und schimpft und flucht, weil er nicht ausgehen kann, und ich glaube, er möchte noch auf Abenteuer ausgehen, aber er kann nicht von der Stelle und das ärgert ihn.«

»Wie! der Nachbar ist alt und hinfällig, und erlaubt sich Drohungen gegen mich! Das ist köstlich . . . Ich glaube das Vernünftigste ist, darüber zu lachen.«

»Ja, ja; aber wenn Monsieur befehlen, will ich mit dem alten Krüppel reden . . .«

»Nein, es ist nicht nöthig, mein Kind; bei derlei Angelegenheiten brauche ich keinen Vermittler, ich mache es selbst ab . . . Gehen Sie, ich werde mit dem Nachbar schon fertig werden.«

Der junge Lion frohlockt im Stillen, daß sein Nachbar alt und krank ist, er wirft sich in die Brust und geht mit einer wahren Eisenfressermiene im Zimmer auf und ab.

Digitized by Google

Kaum iſt das Mädchen zwei Minuten fort, ſo klopft Beauvinet leiſe, macht zögernd die Thür auf und ſagt meckernd:

»Iſt es erlaubt?«

»Was gibt's ſchon wieder? Was will man von mir?« fragt der junge Lion, indem er das dicke Geſicht des Kellners muſtert.

»Monſieur, ich bin's, Beauvinet.«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Ja, weil ſich Joſephine vorbehalten hat, Monſieur zu wichſen und abzuſtauben; aber ich gehöre auch zum Hauſe.«

»Sie müſſen wiſſen, mein Freund, daß ich nicht gewichſt werde, denn ich trage nur lackirte Stiefel; fahren Sie fort.«

»Wo war ich denn ſtehen geblieben? Ja, richtig, ich ſagte, daß ich zum Hauſe gehöre . . .«

»Was ſind Sie denn im Hauſe?«

»Ich bin der »junge Menſch« vom Hauſe, ergebenſt aufzuwarten.«

»So! dann ſind Sie wohl ſchon lange im Hauſe?«

»Seit mehr als zwanzig Jahren, ergebenſt aufzuwarten.«

»Dann ſind Sie ein geweſener junger Menſch.«

»Zu dienen.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich komme im Auftrage Ihres Nachbars, Herrn von Roncherolle.«

»So! der Alte drüben ſchickt Sie her? Ich bin begierig, was mir der Papageienfeind ſagen läßt; wahrſcheinlich läßt er ſich bei mir entſchuldigen . . .«

»Ja, er ſagte, daß er etwas zu heftig geworden ſey, aber das komme von ſeiner Krankheit.«

Digitized by Google

»So, er gesteht es also? . . . Er thut sehr wohl daran; es war ihm wohl zu rathen!«

»Dann läßt er Sie ersuchen, so lange er krank ist, Ihren Kakadu in Ruhe zu lassen, weil Sie ihn im Schlafe stören; aber sobald er wieder ausgehen kann, mögen Sie mit Ihrem Vogel so viel schwatzen wie Sie wollen.«

»Das ist zu arg! Der Alte muß verrückt seyn; ich sollte mit Coco den ganzen Tag nicht sprechen, weil mein Nachbar schlafen will! — Wer immer schlafen will, soll sich bei den Murmelthieren einquartieren . . . Er glaubt also, ich werde ihm gehorchen?«

»Ich sage nur wieder was er wir aufgetragen hat, weil ich der »junge Mensch« vom Hause bin . . . Was soll ich ihm bestellen?«

»Nichts, ich will ihm selbst meine Antwort bringen; ja, der alte Podagrist soll sehen, mit wem er es zu thun hat, denn es ist Zeit, der Sache ein Ende zu machen.«

»Monsieur wollen also selbst zu Ihrem Nachbar gehen?«

»Ja, ich will selbst gehen und ihn Lebensart lehren. Ich soll meinen Kakadu nur dann unterichten, wenn der Herr Nachbar ausgegangen ist! . . . O! das ist köstlich, es paßt in ein Feenmärchen, Zizi wird recht darüber lachen, wenn ich ihr's erzähle. Gehen Sie, junger Mensch, ich brauche Sie nicht mehr.«

Saint-Arthur wirft einen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob an seiner Toilette nichts fehlt, studirt eine martialische Miene ein, und als er sein Gesicht in drohende Falten gezogen, nimmt er seinen elfenbeinernen Spazirstock und begibt sich zu seinem Nachbar.

Digitized by Google

Roncherolle war eben auf dem Punkte, wieder einzuſchlafen, als er ſeine Thür mit großem Geräuſch auf- und zumachen hört.

»Wer iſt da? Wer macht denn ſolchen Lärm?« ruft er auffahrend. »Man ſcheint ſich heute verſchworen zu haben, mich nicht ſchlafen zu laſſen. Schlägt man ſo die Thüren zu?«

»Ich pflege ſie ſo zuzuſchlagen,« ſagt Saint-Arthur, der mit dem Hut auf dem Kopf in das Zimmer kommt, und ohne zu grüßen, auf Roncherolle zutritt. Dieſer macht große Augen und muſtert den Unbekannten, der ſo in ſein Zimmer kommt.

»Sie ſehen mich ganz erſtaunt an, Herr Schläfer. Da Sie mich nicht kennen, ſo ſage ich Ihnen, daß ich Arthur de Saint-Arthur heiße; ich wohne neben Ihnen, und keineswegs in einer Spelunke wie Sie. Kurz ich bin der Herr oder Eigenthümer des Kakadu, den Sie gehört haben.«

»Ich dachte es wohl, man ſieht es Ihnen auf den erſten Blick an, daß ſie die Geſellſchaft von albernen Schwätzern lieben. Gleich und gleich geſellt ſich gern.«

»Siehe da, der Alte beliebt zu ſcherzen! Nun gut, wir wollen Spaß machen, ich bin deshalb gekommen . . . Sagen Sie, Herr von Siebenſchläfer — denn ein Mann, der immer ſchlafen will, iſt wohl unter die Murmelthiere zu zählen — Sie haben Jemand zu mir geſchickt, um mir die Abrichtung meines Vogels zu verbieten. Die näſelnden Töne meines Kakadu langweilen Sie, das thut mir unendlich leid, aber ich werde meine Lectionen nicht einſtellen, ſondern Coco vom Morgen bis zum Abend unterrichten, wenn es mir Vergnügen macht. Ich habe das Recht dazu, ich kann in meiner Wohnung thun was mir gefällt, und ich rathe Ih-

Digitized by Google

nen nicht mehr zu klopfen, es könnte Ihnen sonst theuer zu stehen kommen, denn ich lasse mir nichts gefallen, morbleu! . . . und ich . . .«

Der junge Lion stockt, weil ihn sein Nachbar so scharf und forschend ansieht, daß er ganz befangen wird.

»Sind Sie fertig?« fragte Roncherolle, indem er seinen Sessel vorwärts rollt.

»Ja wohl, ich habe Ihnen gesagt, was ich sagen wollte.«

»Dann hab' ich das Wort; zuerst belieben Sie mir zu sagen, zu wem Sie eigentlich zu kommen glaubten?«

»Eine sonderbare Frage! Ich konnte mich nicht irren und wußte wohl, daß ich zu meinem Nachbar ging . . .«

»Nein, junger Herr, Sie glaubten wahrscheinlich in einen Pferdestall zu kommen, denn Sie haben nicht gegrüßt und den Hut nicht abgenommen.«

»Das ist möglich, aber . . .«

»Wer zu mir kommt, muß den Hut abnehmen. Nehmen Sie auf der Stelle Ihren Hut ab!«

»Wie! aber wenn ich nicht . . .«

»Wenn Sie nicht wollen, werde ich nicht viele Umstände mit Ihnen machen.«

Roncherolle nimmt seinen Stock und schwingt ihn gegen den Hut seines eleganten Nachbars, aber dieser wird durch die drohende Geberde eingeschüchtert, und leistet der Aufforderung schnell Folge.

»Jetzt will ich auf Ihre Dummheiten antworten, denn etwas Anderes haben Sie nicht zu sagen gewußt. Ich habe Ihnen keineswegs verbieten lassen, Ihren Papagei abzurichten, ich weiß wohl, was sich schickt und wie ich mich gegen Personen, bei denen ich Bildung voraussetze, zu benehmen

Digitized by Google

habe; ich ließ Sie erſuchen, Ihre Sprechübungen vorläufig einzuſtellen, weil ich an der Gicht leide, und nach einer ſchlafloſen Nacht der Ruhe bedarf. Ein gebildeter Mann würde meine Bitte gewährt haben; Sie hingegen kommen zu mir, wie in eine Schenke, nennen mich einen Siebenſchläfer und erlauben ſich ſogar Drohungen! Wiſſen Sie wohl, daß es eine doppelte Feigheit iſt, ſich ſo gegen einen alten Mann und gegen einen wehrloſen Patienten zu benehmen.«

Der junge Lion, der ſeine Keckheit ganz verloren hat, erwiederte ſtammelnd:

»Ich weiß in der That nicht . . . ich begreife nicht, wie Sie . . .«

»Ich will Ihnen etwas ſagen, junger Herr, Sie ſind nicht ſo feig geweſen als Sie glaubten; Sie wundern ſich darüber, aber ich will Ihnen das Räthſel löſen. Erſtens bin ich nicht ſo alt, wie ich ſcheine, wenn man mit Mißgeſchick und Krankheiten zu kämpfen hat, altert man ſehr ſchnell, und dann bin ich, obſchon an einem Fuße lahm, noch im Stande, Genugthuung für eine Beleidigung zu fordern. Ich werde es Ihnen ſogleich beweiſen.«

Er rollte ſich vor einen Secretär, nimmt ein Paar Piſtolen heraus und zeigt ſie ſeinem Nachbar.

»Sie ſehen,« ſetzt er hinzu, »daß ich auf ſolche Fälle vorbereitet bin. Wir ſetzen uns jeder in eine Ecke des Zimmers und ſchicken uns ganz behaglich gegenſeitig die bleiernen Pillen zu. Nehmen Sie, junger Herr, die Piſtolen ſind geladen.«

Saint-Arthur iſt leichenblaß geworden, er ſtützt ſich auf einen Tiſch und ſchaut nach der Thür, aber Roncherolle fährt mit lauter Stimme fort:

»Nehmen Sie doch und machen Sie ein Ende! Sie ſind hierher gekommen, um Spaß zu machen, und ich biete Ihnen

Digitized by Google

eine sehr pikante Unterhaltung . . . Warum schauen Sie denn nach der Thür? Sie wollen mir doch nicht entwischen? Es würde Ihnen wenig helfen, denn ich würde mich in Ihre Wohnung rollen lassen, und nicht von der Stelle gehen, bis Sie mir Genugthuung gegeben.«

»Der Alte scheint ein Erzraufbold zu seyn,« denkt der junge Lion. Da der Rückzug unmöglich ist, entschließt er sich kurz und tritt mit einer ehrerbietigen Verbeugung auf Roncherolle zu.

»In der That, ich bin ganz beschämt,« sagt er mit zitternder und fast rührender Stimme; »ich habe mich sehr ungebührlich und unbesonnen gegen Sie benommen, ich weiß nicht, was ich im Kopfe hatte . . . Ja doch, ich weiß es, ich habe zum Frühstück Wein getrunken und einen Stich bekommen . . . Ich fühle mein Unrecht und nehme alle unbesonnenen Worte zurück, die ich gesprochen habe. Nehmen Sie meine Entschuldigungen gütigst an und zürnen Sie Ihrem Nachbar nicht, der künftig alles aufbieten wird, Ihnen gefällig zu seyn.«

Roncherolle sieht den jungen Lion eine Weile scharf an und schüttelt den Kopf.

»Ist es wirklich wahr, daß Sie etwas betrunken waren?«

»Ja, ich war sehr betrunken . . . ich hatte sechs Gläschen getrunken und auch noch Champagner geschlürft . . .«

»Und Sie wissen vielleicht nicht gut damit umzugehen?«

»Nein, ich muß es gestehen.«

»Ich kann Ihnen Lectionen im Champagnerschlürfen geben «

»So! Sie verstehen es?«

Digitized by Google

»Das will ich meinen! Ich kenne dreiunddreißig Manieren, das Glas zu leeren.«

»Dreiunddreißig! ich möchte Unterricht bei Ihnen nehmen . . . Sie ſind alſo nicht mehr böſe, Herr Nachbar?«

»Ich muß wohl zufrieden ſeyn, da Sie ſich entſchuldigt haben. Wenn Sie mir früher geſagt hätten, daß Sie betrunken waren . . .«

»Es iſt wahr, ich hätte es gleich ſagen ſollen, als ich kam. Was meinen Vogel betrifft, lieber Nachbar, ſo beruhigen Sie ſich, Sie ſollen ihn nicht mehr hören. Ich habe überdies hinter meinen zwei Zimmern ein Cabinet, und wenn ich alle Thüren zumache, werden Sie wohl nichts hören.«

»Gut, ich hoffe auch bald ausgehen zu können; dann können Sie Ihren Papagei nach Herzensluſt ſprechen laſſen, denn ich komme erſt ſpät Abends nach Hauſe.«

»Sie ſind ſehr liebenswürdig; es freut mich außerordentlich, daß mir dieſe kleine Discuſſion das Vergnügen verſchafft hat, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich ſehe, daß Sie ein Mann ſind, der gelebt hat; wenn man dreiunddreißig Manieren kennt, den Champagner zu trinken . . .«

»Ja, Sie haben Recht, ich habe gelebt . . . und ſehr gut, vielleicht zu gut, denn die Leute behaupten, es ſey die Urſache meiner Gicht.«

»Ich hoffe mit Ihnen zu ſpeiſen, wenn Sie wieder hergeſtellt ſind; werden Sie mir die Ehre geben?«

»Warum nicht? eine Unterhaltung habe ich nie ausgeſchlagen.«

»Wir werden mit einer ſehr hübſchen, liebenswür-

Digitized by Google

digen Schauspielerin speisen. Es wird Ihnen doch nicht unangenehm seyn?«

»Gott bewahre! Vor Zeiten würde ich ebenfalls für interessante Tischgesellschaft gesorgt haben.«

»Bravo! ich sehe, daß wir für einander geschaffen sind. Sie sind sehr heiter.«

»Ich bin es noch weit mehr, wenn ich nicht krank bin.«

»Warten Sie, ich will einen Versuch mit Coco machen . . . In drei Minuten bin ich wieder da.«

Saint-Arthur eilte in seine Wohnung. Man hört ihn mehre Thüren zumachen. Er kommt nach einigen Minuten zurück und fragt seinen Nachbar:

»Nun, haben Sie meinen Kakadu gehört?«

»Nein, ich habe nichts gehört.«

»Victoria! ich war mit ihm in dem kleinen Cabinet, und da soll er bleiben. Ich habe ihn sprechen lassen.«

»Hat er gesagt: Die Dutaillis ist bezaubernd?«

»Nein, er hat gesagt: Guten Morgen, Herr Brillant; aber ich werde ihn unterrichten, und da ich weiß, daß es Sie nicht mehr belästigt . . .«

»Ich höre nichts mehr.«

»Dann geht es ja sehr leicht. Auf Wiedersehen, lieber Nachbar; es freut mich unendlich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben . . . Sie werden mir erlauben, daß ich mich nach Ihrem Befinden erkundige?«

»So oft Sie wollen.«

»Ich werde oft kommen. Auf Wiedersehen also . . . Bemühen Sie sich nicht.«

»O! fürchten Sie nichts.«

Digitized by Google

»Es iſt wahr, ich vergeſſe immer Ihre Gicht . . . Ergebenſter Diener.«

Saint-Arthur entfernt ſich mit einer tiefen Verbeugung. Auf der Treppe begegnet ihm Beauvinet.

»Ich habe meinen Nachbar geſprochen,« ſagt der Stutzer zu ihm; »er iſt ein liebenswürdiger, ſehr achtbarer Mann. Ich werde ihn ſehr cultiviren, und rathe Niemanden, in meiner Gegenwart ſchlecht von ihm zu ſprechen.«

Der »junge Menſch« vom Hauſe iſt ganz verblüfft über die Drohung, und um ſich wieder Muth zu machen, ſchiebt er ſeine Perrücke auf das linke Ohr.

VII.

Die Lebensluſtige.

Saint-Arthur war alſo für Herrn von Roncherolle ein höflicher, zuvorkommender und zumal ſehr zutraulicher Nachbar geworden. Der kleine Lion hatte zu ſeinem Erſtaunen in dem Herrn mit dem Zipperlein einen geiſtreichen, witzigen, heitern Geſellſchafter und pikanten, originellen Erzähler gefunden. Roncherolle war unerſchöpflich an luſtigen, oft etwas ſchlüpfrigen Anekdoten, von denen Saint-Arthur einige mit großer Mühe ſeinem Gedächtniß einprägte, um ſie nachher ſeiner Geliebten wiederzuerzählen. Zizi wollte ſich ausſchütten vor Lachen und ſagte:

»Sie wiſſen ja auf einmal eine Menge drolliger Anekdoten! das iſt merkwürdig; wiſſen Sie wohl, lieber Schatz, daß Sie jetzt unterhaltend werden? Ich glaube gar, Sie ſind witzig . . . O, wie haben Sie ſich verſtellt!«

Digitized by Google

»Ja, ich habe mich verſtellt,« pflegte er dann zu antworten; »Sie kennen mich noch nicht, mein Engel!«

»Sie ſetzen mich immer mehr in Erſtaunen, Freund.«

Roncherolle, der das Zimmer hüten mußte, ſah es gar nicht ungern, daß ihm Jemand Geſellſchaft leiſtete. Die Dummheit ſeines Nachbars machte ihm Vergnügen, und wenn Saint-Arthur ſeine Abenteuer aufgetiſcht hatte und ihn fragte: »Nicht wahr, ich habe viel Glück bei den Frauen?« zuckte Roncherolle die Achſeln und antwortete: »Es iſt wahr, die Männer, die Ihnen gleichen, haben viel Glück bei den Frauen.«

Saint-Arthur erſuchte ſeinen Nachbar zu wiederholtenmalen, ihn die verſchiedenen Manieren des Champagnertrinkens zu lehren, aber Roncherolle lachte und antwortete: »So etwas lernt man nur bei Tiſche.«

Endlich waren die Gichtſchmerzen nach und nach verſchwunden, und bald fand Saint-Arthur ſeinen Nachbar nicht mehr zu Hauſe; er war ganz verdrießlich darüber, denn die witzige Unterhaltung Roncherolle's war ihm zum Bedürfniß geworden, er merkte ſich dieſen oder jenen Witz. Es iſt immer gut, mit geiſtreichen Leuten umzugehen, ſie laſſen ſich ſo leicht beſtehlen.

Der kleine Lion ſteht am andern Morgen ſehr früh auf, um ſeinen Nachbar noch zu Hauſe zu finden; er trifft ihn beim Aufſtehen.

»Sie gehen aus,« ſagt er zu ihm; »Sie befinden ſich alſo beſſer?«

»Gott ſey Dank, ja. Glaubten Sie denn, ich würde immer in dieſem alten Armſeſſel bleiben?«

Digitized by Google

»Nein; es freut mich, daß Sie wieder hergeſtellt ſind, aber geſtern habe ich Sie ſehr vermißt, denn ich behalte immer etwas von den pikanten Anekdoten, die Sie ſo gut zu erzählen wiſſen, und ich unterhalte Zizi damit. Geſtern wußte ich ihr gar nichts zu ſagen, und ſie fand mich dumm ... Sie verſtehen, das iſt nur eine Redensart ...«

»Ich verſtehe es ſehr gut. Es thut mir ſehr leid, Ihre Schöne kann Sie auch heute für dumm halten, denn ich habe keine Luſt, das Zimmer zu hüten, um Ihnen Anekdoten zu erzählen.«

»Es iſt mir auch gar nicht in den Sinn gekommen, Sie darum zu bitten; ich habe ganz andere Abſichten. Wollen Sie uns das Vergnügen machen, heute mit uns zu ſpeiſen?«

»Wo denn?«

»Bei Bonvalet, an der Ecke der Rue-Charlot.«

»O, Bonvalet kenne ich! ... ich habe dort ziemlich oft geſpeiſt.«

»Nun, iſt es Ihnen heute angenehm?«

»Ja, ſehr angenehm.«

»Das freut mich! Wir ſpeiſen mit der kleinen Dutaillis ...«

»Ja, Sie haben mir's ſchon geſagt. Es wird mich ſehr freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen; ich war immer gern in Geſellſchaft von Theaterdamen.«

»Auch ein Freund von mir wird kommen: ein Schriftſteller, Namens Jéricourt; kennen Sie ihn?«

»Ich habe nie von ihm gehört.«

»Er iſt ein ausgezeichneter junger Mann, der es weit bringen wird.«

»Wer ſagt das? vielleicht er ſelbſt?«

Digitized by Google

»Nein, es ſteht in einem Journal, an welchem er arbeitet.«

»O, das kommt auf's Gleiche hinaus. Uebrigens will ich von Ihrem Freunde ſo viel Gutes denken, wie Sie wünſchen, ich bin eine gute Haut.«

»Wir ſpeiſen um halb ſechs. Ich weiß wohl, daß es nicht anſtändig iſt, ſo früh zu ſpeiſen, aber Zizi ſpielt in dem letzten Stücke, und es wäre nicht unterhaltend, ſich allzu ſehr zu beeilen.«

»Gut, ich werde mich pünktlich einfinden.«

»Es bleibt bei der Abrede . . . Sie werden mich doch heute Ihre dreiunddreißig Manieren des Champagnertrinkens lehren?«

»In einer Sitzung können Sie vielleicht nicht alle dreiunddreißig lernen, es wäre zu viel gewagt . . . doch wir wollen unſer Möglichſtes thun.«

»Ja, wir lernen ſo viel wie möglich . . . Auf baldiges Wiederſehen!«

Schlag halb ſechs hat Herr von Noncherolle ſeinen am wenigſten fadenſcheinigen und am beſten anſchließenden Frack, eine recht ſtraffe Hoſe, lackirte Schuhe, eine weiße Weſte, eine ſchwarzſeidene Cravate angelegt und den Hut etwas auf ein Ohr gedrückt; ſo kommt er, nur unmerklich hinkend, zu Bonvalet und fragt nach dem Cabinet des Herrn de Saint-Arthur. Ein Kellner zeigt ihm ſehr zuvorkommend den Weg und führt ihn in ein elegantes Cabinet, das für vier Tiſchgäſte eben groß genug, aber auch nicht zu groß iſt.

Mademoiſelle Zizi Dutaillis war mehr liegend als ſitzend auf einem Divan und zerzupfte einen hübſchen Blumenſtrauß, den ſie von ihrem Verehrer erhalten hatte. Von Zeit zu Zeit riß ſie eine Blume heraus, um ſie in ihre blon-

Digitized by Google

den Haare zu ſtecken und ſich im Spiegel zu betrachten. Die junge Schauſpielerin trug ein elegantes Seidenkleid, mit Sammt und Spitzen beſetzt, das in ſeinem grellen Farbenwechſel zwiſchen roſenroth und ſchwarz mit dem Coſtüm der ſpaniſchen Tänzerinnen die größte Aehnlichkeit hatte. Dieſer Anzug ſtand ihr überaus gut; die kleine Dutaillis war mit ihren blauen Augen, denen die dunkeln Augenbrauen einen eigenthümlich pikanten Ausdruck gaben, mit ihrem ſchalkhaft lächelnden Munde und ihrer ungemeinen Lebhaftigkeit eine der anziehendſten Künſtlerinnen des Boulevardtheaters.

Saint-Arthur, der am Fenſter ſtand, eilt auf Roncherolle zu und ruft voll Freude:

»Das iſt ſehr ſchön von Ihnen. Sie ſind ein Mann von Wort.«

»Damen laſſe ich nie warten,« ſagt Roncherolle, die Schauſpielerin mit feinem Anſtande begrüßend.

Zizi bleibt in ihrer horizontalen Lage, nickt mit dem Kopfe und erwiedert: »Guten Abend, mein Herr.«

»Mademoiſelle Dutaillis,« ſagte der kleine Lion mit wichtiger Miene, »ich habe das Vergnügen, Ihnen meinen Nachbar, Herrn von Roncherolle, vorzuſtellen, der ſo gütig war, die Einladung anzunehmen, die ich in Ihrem und meinem Namen . . .«

»Schon gut, ſchon gut! Du langweilſt uns mit deinem philiſtröſen Bombaſt. Dein Herr Nachbar wird ſich ſchon allein vorſtellen. Wir ſind hier, um uns zu unterhalten und zu ſchmauſen . . . Nicht wahr, Herr Nachbar, man braucht keine gedrechſelten Redensarten, um das zu ſagen?«

»Bravo! Sie ſprechen mir aus dem Herzen,« erwiedert Roncherolle und nimmt Zizi bei der Hand, »und wenn ich

Digitized by Google

noch flinker auf den Füßen wäre, würde ich auch ſagen: So liebe ich die Schönen!«

»Siehe da, Sie ſcheinen den Appetit noch nicht verloren zu haben . . . Sie ſind ein Schalk geweſen, das ſieht man auf den erſten Blick. Sie haben ſchönen Frauen zu Gefallen gewiß manche Thorheit begangen, nicht wahr?«

»Ich ſchätze mir's zur Ehre und bedauere nur, daß ich keine Thorheiten mehr begehen kann.«

»Hören Sie wohl, Alfred? Nehmen Sie ſich Ihren Nachbar zum Muſter . . . und ſein ſpaniſches Rohr als Leitſtern: Sie werden es immer auf der Bahn des Ruhmes finden.«

Bei dieſen Worten nimmt Zizi dem alten Cavalier das ſpaniſche Rohr aus der Hand, ſtößt es in eine Senfbüchſe, und ſchwenkt Stock und Senfbüchſe hoch in der Luft. Roncherolle ſinkt auf einen Seſſel und lacht, daß ihm die Thränen über die Wangen rollen; aber Saint-Arthur ſchreit laut auf, weil er mit Senf beſpritzt iſt.

»Nehmen Sie ſich doch in Acht, Zizi! . . . Sehen Sie, was Sie gemacht haben: meine Weſte iſt mit Senf beſpritzt.«

»Das Unglück iſt nicht ſo groß, eine Weſte kann man waſchen.«

»Sie haben mir auch Senf ins Auge geſchleudert . . .«

»Ein Auge kann man auch waſchen.«

»Es brennt fürchterlich.«

»Das wird Sie ſcharfſichtig machen: Sie werden vielleicht Dinge ſehen, von denen Sie keine Ahnung hatten . . . weinen Sie doch nicht und beſchäftigen Sie ſich mit der wichtigen Angelegenheit, die uns hier zuſammengeführt . . . Haben Sie den Küchenzettel gemacht? Ich habe Hunger . . . und Sie, Herr Nachbar?«

Digitized by Google

»Ich bin ſehr geneigt, Ihnen die Spitze zu bieten.«

»Nur mit der Gabel?«

»Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Augen ſind ein Radicalmittel gegen das Zipperlein.«

»Wirklich! wenn ich das gewiß wüßte, würde ich ein Erfindungspatent auf meine Augen nehmen . . . Apropos, Frefred, Sie wollten mir ja einen ſeltenen, wundervollen Vogel ſchenken. Wann bekomme ich ihn? . . . bekommen wir ihn etwa gebraten?«

»Das wäre jammerſchade! er iſt prächtig; ich gebe ihm täglich mehre Stunden Unterricht, und Sie bekommen ihn, ſobald er angenehme Dinge zu ſagen weiß.«

»Ich glaube nicht, daß Sie ihn unterrichten.«

»Fragen Sie nur meinen Nachbar, er wird Ihnen ſagen, daß die Abrichtung des Kakadu die Urſache unſerer Bekanntſchaft iſt.«

»Ja, das iſt wahr, ſchöne Dame . . . Sie werden einen gelehrten Vogel bekommen.«

»Das wird eine große Veränderung bei mir machen, ich habe bisher nur Gimpel gehabt . . . Nun, wie ſteht's denn mit dem Diner? Du weißt ja, Frefred, daß ich dieſen Abend ſpiele . . . zum Glück in dem letzten Stücke; ich trete erſt um halb zehn Uhr auf, aber ich brauche Zeit zum Ankleiden, und wenn man ſich nach dem Eſſen zu ſehr beeilen muß, wird man aufgedunſen und die Kleider ſind zu eng.«

»Das Diner iſt beſtellt, und ich glaube, meine Diva, daß Sie zufrieden ſeyn werden.«

»Ich hoffe es; und überdies iſt es das erſte Mal, daß Sie Ihren Nachbar bewirthen, Sie müſſen daher zeigen, daß Sie Talent zum Eßkünſtler haben . . . Läute, mein Schatz . . .«

Digitized by Google

»Ich weiß nicht, wo Jéricourt bleibt . . . er hatte doch verſprochen . . .«

»Was kümmert mich dein Jéricourt! Er läßt immer auf ſich warten. Warum haſt Du ihn eingeladen? Ich kann ihn nicht mehr leiden; er nimmt eine vornehme Miene an, findet an Andern immer etwas zu tadeln. Seine Stücke ſind freilich ſehr hübſch, es wird immer Queue gemacht . . .«

»Ich glaubte Ihnen ein Vergnügen zu machen, Zizi! früher waren Sie nie zufrieden, wenn Jéricourt nicht mit uns ſpeiſte . . .«

»Das iſt wohl möglich; aber Sonſt und Jetzt . . . zwiſchen dieſen beiden Worten liegt ein halbes Jahrhundert. Nicht wahr, Herr Nachbar, wir warten nicht? Sein Freund kommt immer zu ſpät, um Effect zu machen, wie bekannte Künſtler und Schriftſteller, die bei der erſten Vorſtellung eines neuen Stückes immer erſt kommen, wenn die Vorſtellung begonnen hat, weil dann alle Leute aufſtehen müſſen, um ſie durchzulaſſen, und ſie denken, daß Jedermann ſagt: Das iſt der berühmte Schriftſteller . . . der gefeierte Künſtler! Alles iſt genial an ihm, ſogar ſeine Friſur! . . . Aber wenn dieſe Herren ein ſchärferes Gehör hätten, würden ſie ganz andere Dinge hören: Wie ungezogen! die Leute mitten in einem Acte zu ſtören! Er will Aufſehen machen und ſich zeigen; aber es iſt nichts an ihm zu ſehen . . . Habe ich nicht Recht, Herr Nachbar?«

»Sie ſind eine feine Beobachterin, ſchöne Dame.«

»Ich weiß nicht was ich bin, aber ich weiß, daß ich Hunger habe und eſſen will. Es iſt in fünf Minuten ſechs, wir haben ſchon zu lange gewartet.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, eine Dame darf nie auf einen Herrn warten.«

Digitized by Google

Arthur hat geläutet. Der Kellner trägt auf. Die Auſtern werden mit vortrefflichem Chablis befeuchtet. Von Zeit zu Zeit ſagt Saint-Arthur etwas unmuthig: »Es wundert mich wirklich, daß Jéricourt nicht kommt . . . ich hatte ihm geſagt, daß er mit meinem ehrenwerthen Nachbar ſpeiſen werde.«

»Sie hätten ihm eine Nachbarin ankündigen ſollen,« erwiedert Roncherolle, »das würde den Herrn beſſer zur Pünktlichkeit bewogen haben.«

»Er wird zum Deſſert kommen,« ſagt Zizi, »wir geben ihm was übrig bleibt.«

Aber als die Suppe eben aufgetragen wird, erſcheint Jéricourt und macht ein etwas verdrießliches Geſicht, als er bemerkt, daß man nicht auf ihn gewartet hat.

»Kommſt Du endlich, Du ſaumſeliger Menſch?« ſagt Saint-Arthur; »willſt Du denn nie pünktlich ſeyn?«

»Was liegt daran? man wartet ja nicht bis ich komme...« antwortet Jéricourt, der die Geſellſchaft kaum grüßt.

»Wir ſollen warten bis Sie kommen!« erwiedert Zizi. »Das fehlte noch! Wir ſollen alſo um Ihretwillen Magendrücken bekommen?«

»Lieber Freund,« ſagt Alfred, »ich ſtelle Dir meinen Nachbar, Herrn von Roncherolle, vor.«

Jéricourt nickt dem alten Herrn, deſſen Anzug ihm wahrſcheinlich nicht modern genug ſcheint, mit vornehmer Herablaſſung zu. Roncherolle, der die Gönnermiene, womit ihn der Vaudevillefabrikant begrüßt, wohl bemerkt hat, ſagt zu Saint-Arthur:

»Entſchuldigen Sie, lieber Nachbar, ich habe Sie nicht beauftragt, mich dieſem Herrn vorzuſtellen. Daß Sie mir ihn

Digitized by Google

vorstellen, lasse ich mir noch gefallen; aber mich ihm vorstellen, das geht nicht.«

Saint-Arthur ist ganz verblüfft; Jéricourt beißt sich in die Lippen, und die kleine Schauspielerin sagt lachend:

»Alfred, Du scheinst das Capitel der Ceremonien nicht studirt zu haben; Du wirst gewiß nie Gesandter werden.«

Jéricourt entschließt sich die Sache von der scherzhaften Seite zu nehmen, denn er sieht, daß er in einem Wortkampf mit dem sarkastischen Tischgast den Kürzern ziehen würde.

»Es ist wahr,« erwiedert er mit einer Verbeugung, »ich hätte Ihnen vorgestellt werden sollen, denn Sie haben das Vorrecht des Alters.«

»Ein trauriges Vorrecht! . . . aber man muß es annehmen, wenn es aufgedrungen wird.«

»Jéricourt, willst Du Austern? Ich will läuten . . .«

»Nein, ich danke, ich will keine Austern essen . . . ich mache mir nichts mehr daraus.«

»So! früher schwärmtest Du für Ostender Austern.«

»Wie naiv, Alfred!« sagt Zizi: »wie kann man sich über Veränderung des Geschmacks wundern!«

»Mein Geschmack bleibt sich immer gleich; ich habe von jeher für Austern geschwärmt.«

»Vielleicht schwärmen die Austern für Dich,« antwortet Jéricourt, indem er sich Suppe nimmt.

»Hm! das fängt nicht übel an!« denkt Roncherolle und schenkt seiner Nachbarin Madeira ein. Zizi wirft dem Vaudevillefabrikanten einen grimmigen Blick zu. Jéricourt sieht den gegenübersitzenden Tischgast von Zeit zu Zeit verstohlen an.

»Den Mann kenne ich,« denkt er; »es ist nicht das

Digitized by Google

erſte Mal, daß ich ihn ſehe . . . ich kann mich nur nicht entſinnen, wo ich ihn geſehen habe.«

Roncherolle, der den Theaterdichter auf den erſten Blick wieder erkannt hat, lächelt boshaft und läßt ſich ruhig anſehen. Dabei iſt er ſehr galant gegen ſeine Nachbarin, die mit den Kinnladen rüſtig arbeitend zu ihm ſagt:

»Sie gefallen mir, Sie ſind mir lieber als alle dieſe jungen Leute . . . Sie ſind eben ſo jung, nur ſind Sie es ſchon ſeit längerer Zeit.«

Endlich ſagt Jéricourt zu dem neuen Tiſchgaſt:

»Sie finden vielleicht, daß ich Sie viel anſehe?«

»Ich fühle mich dadurch geſchmeichelt,« erwiedert Roncherolle; »es muß Ihnen wohl Vergnügen machen mich anzuſehen.«

»Das gerade nicht, aber ich glaube, es iſt nicht das erſte Mal, daß wir uns begegnen.«

»Es iſt wahr, ich habe Sie ſogleich erkannt, als Sie erſchienen.«

»Dann haben Sie die Güte, mir zu ſagen an welchem Orte . . .«

»Es war hier in der Nähe, auf dem Blumenmarkte vor dem Château-d'Eau. Sie hatten einen häßlichen kleinen Menſchen bei ſich und wollten einen Blumenſtrauß kaufen, ohne eine Wahl treffen zu können. Ich kam dazu und machte Ihrer Unſchlüſſigkeit ein Ende, indem ich den Strauß nahm . . . Erinnern Sie ſich jetzt?«

»Ja, ja, ich erinnere mich.«

Jéricourt beißt ſich wieder in die Lippen, ſchneidet ein Geſicht, weil ihm dieſe Erinnerung keineswegs angenehm iſt.

»Dann kam ein Gamin dazu, der den kleinen Menſchen

Digitized by Google

zu Boden warf,« ſetzt Roncherolle hinzu. »Erinnern Sie ſich noch, Ihr Begleiter ging mit zerriſſenen Beinkleidern fort.«

»An welcher Stelle waren ſie zerriſſen?« fragt die Schauſpielerin.

»Nur an den Knieen.«

»Ach, das iſt nicht komiſch genug.«

»Es war auch ein ſehr hübſches Blumenmädchen da...«

»Die kenne ich!« fällt ihm Saint-Arthur ins Wort; »es iſt Violette, meine Lieferantin.«

»Was liefert ſie Dir, Du Unhold?« eifert Zizi, indem ſie die Gabel wie einen Dolch auf ihren Anbeter zückt.

»Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, mein Engel, ein Blumenmädchen liefert nur Blumen.«

»Hm! Du wäreſt wohl im Stande, andere Lieferungsgegenſtände bei ihr zu ſuchen.«

»O, ſey doch nicht ſo eiferſüchtig, mein Engel! ... Das Blumenmädchen iſt überdies eine Eroberung Jéricourt's, ein Opfer ſeiner Unwiderſtehlichkeit ...«

»Ich will's nicht läugnen, ich habe dieſe Sünde begangen ... und unſer Gaſt kann bezeugen, daß die Kleine die Mühe lohnt.«

»Ich kann nur bezeugen, daß die Kleine ſehr hübſch iſt,« entgegnet Roncherolle; »denn als ich Sie bei ihr ſah, ſchienen Sie keine Eroberung an ihr gemacht zu haben.«

»Den Alten kann ich nicht leiden,« ſagt Jéricourt zu ſich.

Digitized by Google

VIII.

Wie man auf verſchiedene Weiſe Champagner trinkt.

»Jetzt laß Champagner kommen, Alfred . . . Ich will Champagner!«

»Er iſt ſchon da, meine Sirene; er ſiedet im Eiſe . . . wir dürfen nur winken, und er ſchickt den Kork hoch an die Decke empor . . . Jetzt wird uns Herr von Roncherolle eine Menge intereſſanter Dinge lehren. Denke Dir, Jéricourt, mein Nachbar kennt dreiunddreißig Manieren den Champagner zu ſchlürfen!«

»O, ich zweifle gar nicht daran!«

»Aber zu meinen Experimenten,« ſagt Roncherolle, »brauche ich ſchlanke Kelchgläſer . . .«

»Da ſind welche . . . ich hatte zweierlei Gläſer beſtellt.«

»Ich ſchenke ein . . . Numero eins. Geben Sie Acht!«

Roncherolle leert ruhig ſein Glas und ſagt:

»Dieſe erſte Manier beſteht darin, daß man trinkt wie alle Leute.«

»O, dieſe kenne ich!«

»Es iſt gut, daß Du wenigſtens eine kennſt,« ſagt Zizi, »ſonſt könnte man glauben, man müſſe Dich zur Tränke führen.«

»Jetzt Numero zwei . . .«

Digitized by Google

»Erlauben Sie mir erſt ein Stückchen Kalbsfilet zu eſſen.«

»Nicht mehr als billig.«

»Man könnte ſonſt denken,« ſagt Jéricourt höhniſch, »Du habeſt deinen Nachbar nur eingeladen um trinken zu lernen.«

»Und wenn es auch wäre,« erwiedert Roncherolle, »würde ich meinem Nachbar nicht zürnen; es würde beweiſen, daß ich noch zu etwas gut bin, und man bewirthet oft Leute, die zu gar nichts gut ſind.«

»Numero zwei, lieber Freund, laſſen Sie Numero zwei ſehen,« ſagt Zizi, indem ſie Roncherolle einen zärtlichen Backenſtreich gibt.

»Zu Befehl, ſchöne Dame. Sehen Sie, dieſes Glas iſt voll; ich ſtelle es auf dieſen Teller; es ſoll ausgetrunken werden, ohne daß es mit den Händen berührt und ohne daß ein Tropfen verſchüttet wird.«

»Das muß ſehr ſchwer ſeyn; ja, es ſcheint mir faſt unmöglich,« ſagt Saint-Arthur.

»O nein, ſehen Sie nur!«

Roncherolle nimmt den Teller, auf welchem das Glas ſteht, hebt ihn auf, ſetzt das Glas an den Mund und trinkt es aus.

»O, das iſt wunderhübſch! köſtlich!« ruft Alfred.

»Ich habe es ſchon geſehen, aber ich hatte es vergeſſen,« ſagt Zizi; »warten Sie, ich glaube, daß ich's kann.«

Die Schauſpielerin macht es gerade ſo wie Roncherolle, und es gelingt ihr ſehr gut.

»Jetzt iſt die Reihe an Ihnen, Jéricourt.«

Digitized by Google

»Es iſt eine Eſelsbrücke!« antwortete dieſer, die Achſeln zuckend.

»Nun, verſuchen Sie es doch.«

»Nein, ich bin nicht hierher gekommen, um Kunſtſtücke zu machen.«

»Das iſt ſchade,« ſagt Roncherolle; »denn ich bin überzeugt, daß Sie Kunſtſtücke machen können, die uns unbekannt ſind.«

»Die Reihe iſt alſo an mir,« erwiedert Saint-Arthur, indem er ein volles Glas Champagner auf einen Teller ſtellt; »ich habe das Kunſtſtück zweimal geſehen, und ſehe nicht ein, warum ich es nicht auch machen ſollte . . . ich bin ja nicht dümmer als Andere.«

»Das iſt ſchade, lieber Alfred, es wäre ein gutes Mittel geweſen Dich auszuzeichnen.«

»Still, Zizi! . . . ich fange an.«

Der ſchöne junge Menſch bringt das Glas glücklich an den Mund, aber als er trinken will, hebt er den Teller zu hoch auf und ſchüttet den Champagner in ſeine Cravate. Alfred iſt in Verzweiflung, während die andern drei Tiſchgäſte in ein lautes Gelächter ausbrechen, denn dieſer Zwiſchenfall hat Jéricourt wieder in gute Laune verſetzt.

»Ich begreife nicht, wie das zugegangen iſt; ich würde gewiß keinen Tropfen verſchüttet haben . . .«

»Sie haben gar nichts verſchüttet,« erwiedert Roncherolle, »es iſt ja Alles in Ihre Cravate gelaufen . . .«

»Ich bin bis auf den Bauch durchnäßt! Was ſoll ich anfangen? in dieſem Zuſtande kann ich nicht bleiben . . .«

»Du mußt Dich nicht ſehen laſſen, Alfred; es iſt ja ohnedies Nacht, wenn Du fortgehſt; Du mußt deinen Frack

Digitized by Google

militäriſch zuknöpfen, das gibt Dir ein martialiſches Ausſehen, man wird Dich kaum erkennen . . .«

»Aber ich bin ganz durchnäßt, ich bin . . .«

»Nun, dann nimmt man eine Serviette und trocknet ſich . . . und vor Allem darf man nicht verdrießlich ſeyn, denn wir ſind hieher gekommen, um uns zu unterhalten, und Du haſt noch einunddreißig Kunſtgriffe zu lernen.«

Saint-Arthur erwiedert nichts, er ſteckt drei Servietten auf die Bruſt und fängt wieder an zu eſſen.

»Laſſen Sie es gut ſeyn, lieber Freund,« ſagt Jéricourt, der langſam ſeinen Champagner ſchlürft; »Sie wollen Kunſtſtücke lernen, um ein unterhaltender Geſellſchafter zu werden; aber das gelingt nicht immer.«

»Es gibt ſogar Perſonen, denen es nie gelingt,« ſetzt Roncherolle hinzu.

»Ich bitte um Aufſchub für die Champagnerlectionen,« ſagt Alfred, »ich muß mich trocknen, bevor ich neue Verſuche machen kann.«

»Wir geben unſere Zuſtimmung,« ſagt die Schauſpielerin, »unter der Bedingung, daß das Trinken nicht eingeſtellt wird.«

»Sie werden in dem heutigen Stücke ſehr lebhaft ſpielen,« ſagt Jéricourt.

»Das iſt gut, das Stück iſt langweilig, und etwas Champagnergeiſt wird ihm nicht ſchaden.«

»Ich war auch ſchon nahe daran, Komödie zu ſpielen,« ſagte Alfred, der die Servietten immerfort auf ſeine Bruſt drückt. »Weißt Du noch, Jéricourt, die Abendunterhaltung in Nogent, wohin Du mich vor einigen Wochen führteſt?«

Digitized by Google

»Ja, es war ziemlich unterhaltend.«

»Aber Eines fand ich nicht unterhaltend: daß ich eine Dame von zweifelhaftem Alter nach Paris zurück begleiten mußte.«

»Warum warſt Du ſo einfältig zu ſagen, daß wir einen Wagen hatten? Die Dame benutzte die Gelegenheit und erſuchte uns um ein Plätzchen . . .«

»O nein, kein Plätzchen, ſondern einen großen Platz! die Dame iſt vielleicht einmal ſchlank geweſen, aber jetzt iſt ſie es nicht mehr.«

»Von dieſer Dame hat man mir gar nichts geſagt!« eifert die Schauſpielerin, und wirft ihrem Anbeter einen furchtbaren Blick zu. »Die Sache ſcheint mir verdächtig!«

»Wie kannſt Du Arges dabei denken, meine Diva? Es war ja eine nicht mehr junge Dame, und überdies ſehr vornehm, eine Baronin . . . von . . . von Grangeville.«

»Von Grangeville?« ſagt Roncherolle, indem er ſein Glas, das er eben leeren wollte, auf den Tiſch ſtellt. »So, die Dame, die Sie zurückbegleitet, war die Baronin von Grangeville?«

»Ja, lieber Nachbar . . . Kennen Sie die Dame?«

»Nein . . . aber ihr Name hat mich an eine Perſon erinnert, die ich gekannt habe.«

Roncherolle iſt nachdenkend geworden, Zizi ſchlägt ihn auf's Knie und ſagt:

»Nun, was grübeln Sie denn, mein Ritter von der Tafelrunde? Hat Ihnen der Name dieſer Baronin die gute Laune geraubt? . . . Ich will von den vornehmen Damen nichts wiſſen; geben Sie uns Ihr drittes Champagnerkunſtſtück zum Beſten!«

Digitized by Google

»Sehen Sie, liebe Freundin,« erwiedert Roncherolle mit ſeiner vorigen Heiterkeit, »wir haben ſo eben das Glas auf einen Teller geſtellt; jetzt ſtellen wir das zweite Glas auf das erſte . . . das iſt nicht ſehr ſchwer. aber wir füllen das obere Glas und trinken es aus, ohne die Gläſer zu berühren.«

»Das muß ſehr ſchwer ſeyn.«

»Sehen Sie nur.«

Roncherolle leert das Glas, ohne einen Tropfen auszuſchütten. Saint-Arthur ſieht ſtaunend zu. Jéricourt ſchaukelt ſich auf ſeinem Seſſel und ſagt halb laut:

»Das habe ich von Taſchenſpielern auf dem Boulevard geſehen.«

Roncherolle ſieht Jéricourt halb zornig halb ſcherzhaft an und erwiedert: »Ich bin ſehr lange Taſchenſpieler geweſen . . . und wenn es die Geſellſchaft erlaubt, werde ich Sie in wenig Augenblicken ſo platt machen, wie dieſe Meſſerklinge!«

Jéricourt weiß nicht mehr was er antworten ſoll. Zizi ſieht mit jenem feinen Tact, den alle Frauen beſitzen, daß es zu Händeln kommen wird, und nimmt ſogleich das Wort: »Da Sie einmal ſo gütig ſind, uns in die Geheimniſſe Ihrer Kunſt einzuweihen, ſo zeigen Sie mir Nummer drei . . . ich will einen Verſuch machen.«

»Und ich,« ſetzt Alfred hinzu, »werde Nummer drei zu Hauſe und mit klarem Waſſer probiren.«

»Das iſt recht, Theuerſter, denn hier würden Sie zu viele Gläſer zerbrechen.«

Die Schauſpielerin macht das Kunſtſtück, das ihr Roncherolle zeigt, und es gelingt ihr ſehr gut.

Digitized by Google

»Bravo! bravo!« ruft Saint-Arthur. »Zizi ſoll leben! . . . Du kannſt ſchon auf dreierlei Art Champagner trinken, mein Engel!«

»Und ich werde es dabei nicht bewenden laſſen.«

»Den Evastöchtern gelingt Alles, was ſie unternehmen,« ſagte Roncherolle.

Jéricourt beißt ſich in die Lippen und murrt:

»Madame Sacqui würde es nicht beſſer machen.«

»O, Sie müſſen immer ſpotten!« erwiedert Zizi; »Sie würden es ſchwerlich machen können; tadeln iſt ſehr leicht . . .«

»Ich werde mir nicht erlauben, es mit Ihnen aufzunehmen.«

»Weil Sie ſich Ihrer Schwäche bewußt ſind.«

»Ich bin begierig, Nummer 33 zu ſehen; Sie werden gewiß Erſtaunliches leiſten.«

»O, wir ſind nicht ſo dumm, mein ſchöner Herr! Wir wollen Spaß machen und uns unterhalten, aber uns keinen Rauſch antrinken. Wir lernen noch ein Champagnerkunſtſtück, und dann iſt's für heute genug; nicht wahr, lieber Freund?«

»Wie Sie befehlen, ſchöne Dame.«

»Sie ſind ſehr capitelfeſt, Theuerſter; Sie trinken mehr als wir, und der Champagner ſcheint gar keine Wirkung bei Ihnen zu machen.«

»Das iſt die Folge meiner langen Studien; das Alter hat auch dieſes Vorrecht!«

»Sehen Sie Alfred an, er hat gewiß nicht halb ſo viel getrunken wie Sie, und er ſcheint ſchon einſchlafen zu wollen.«

Digitized by Google

»Ich? . . . O nein, ich ſchlafe nicht ein; ich dachte . . .«

»Wahrſcheinlich an die Baronin, die er nach Hauſe begleitet hat,« erwiedert Jéricourt, indem er Roncherolle, deſſen veränderte Stimmung er bemerkt hat, mit einem höhniſchen Blicke anſieht.

»Langweilen Sie uns ſchon wieder mit Ihrer Baronin!« ſagt Zizi; »Sie ſind ein unausſtehlicher Menſch, Jéricourt!«

»Verzeihen Sie, holder Engel, ich werde die Dame nicht nennen. Ich glaube übrigens, daß ſie ihren Titel eingeſchmuggelt hat . . .«

»Wie kommen Sie zu dieſer Vermuthung, mein Herr? Warum beleidigen Sie dieſe Dame?« ſagt Roncherolle in einem Tone, der nichts Scherzhaftes mehr hat, und ſieht den Vaudevillefabrikanten mit einem Blick an, der nichts weniger als ſanft iſt.

»Worin beſteht denn die Beleidigung?« erwiedert Jéricourt, »und warum treten Sie als Ritter einer Dame auf, die Sie nicht kennen?«

»Ich kenne ſie, und habe das Recht, ſie in Schutz zu nehmen; die Baronin von Grangeville iſt adeliger als Sie gelehrt ſind . . . was freilich noch nicht viel ſagen will . . .«

»Sie ſcheinen mich beleidigen zu wollen . . .«

»Meine Herren! was iſt denn das?« lallt der kleine Alfred mit lahmer Zunge; »ich begreife nicht, was . . .«

»Schweig doch, Bibi!« fällt ihm die Schauſpielerin ins Wort. »Du ſiehſt ja, daß es nur ein Spaß iſt. Das wäre ſchön! mit einer Dame zu ſpeiſen, um in ihrer Gegenwart Streit anzufangen! . . . Mein Herr Nachbar beſitzt zu viel Bildung, und Jéricourt weiß wohl, daß es nicht ge-

Digitized by Google

rathen iſt, mich zu erzürnen; ich habe Mittel in Händen, mich zu rächen! . . . Die Sache iſt alſo abgethan, und mein lieber Nachbar wird mir jetzt eine vierte Art des Champagnertrinkens zeigen. Dieſes Mal werden wir Alle nachtrinken . . . nicht wahr, lieber Freund?«

»Ich habe Ihnen ſchon geſagt, ſchöne Dame, daß ich immer zu Ihrem Befehl ſtehe.«

»Das läßt ſich hören, jetzt ſind Sie wieder artig geworden.«

Während Roncherolle ſein Glas füllt, ſteht Jéricourt auf, nimmt ſeinen Hut und macht eine kalte Verbeugung.

»Es iſt acht Uhr,« ſagt er, »und ich habe ein Stelldichein; es thut mir ſehr leid, daß ich nicht länger bleiben kann.«

»So! Du willſt uns ſchon verlaſſen?« ſtammelt Alfred.

»Freiheit! libertas!« ſagt Zizi; »viele Empfehlungen zu Hauſe!«

Jéricourt iſt fort, die junge Schauſpielerin ſteht vom Tiſche auf, tanzt eine Art Cachucha vor dem Spiegel und ſingt:

„Ade! Ade!
Scheiden thut . . . nicht weh!
Wenn ich Dich ſeh',
Wird mir ſo weh!
Hahaha! hahaha!
Tralleri, Trallera!«

»Lieber Nachbar,« ſagt Roncherolle, »ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß Ihr Freund Jéricourt mir durchaus nicht behagt; Sie werden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mich nie wieder mit ihm an einen Tiſch bringen.«

»Ich will auch nicht wieder mit dem ungehobelten

Digitized by Google

Menſchen ſpeiſen,« ſetzt Zizi hinzu. »Hörſt Du wohl, lieber Freund?«

»Ja, ich hab's gehört . . . Aber wir haben noch Numero vier zu lernen . . .«

»Achtung! Sie ſingen: »Wenn die Glocken läuten, bum, bum, bum!« . . . ich halte mein volles Glas, ich trinke und antworte: Bum! Sie wiederholen dreimal: Bum, bum, bum! jedesmal antworte ich: Bum! nachdem ich getrunken habe, und wenn ich das letzte Mal antworte, muß ich mein Glas geleert haben.«

»Der tauſend! das iſt ſehr verwickelt . . .«

»Nicht im mindeſten: es handelt ſich nur darum, das Glas in drei Zügen zu leeren, erſt nach dem »Bum! bum! bum!« anzufangen und den Zug zu thun, um zum letzten Male zu antworten . . . Singen Sie, ſchöne Zizi.«

»Haben Sie Ihr Glas gefüllt? Gut, ich fange an:

»Wenn die Glocken läuten,
Bum, bum, bum!«

Roncherolle trinkt und antwortet: »Bum!«

Zizi. Bum, bum, bum!

Roncherolle. Bum!

Zizi. Bum, bum, bum!

»Bum! . . . Sehen Sie, es iſt leer!«

»Sehr hübſch! . . . Füllen Sie mein Glas, alter Herr, und ſingen Sie, ich bin fertig.«

Roncherolle ſingt, Mademoiſelle Zizi trinkt, antwortet »bum« und leert ihr Glas auf einen Zug.

»Sie ſind etwas zu geſchwind,« ſagt der Lehrmeiſter; »aber er thut nichts, Sie haben's wenigſtens gelernt.«

»Jetzt komme ich!« ſagt Arthur und nimmt ſein Glas

Digitized by Google

mit etwas unſicherer Hand. »Singen Sie; dieſes Mal wird's gewiß gehen.«

Zizi beginnt den Geſang. Bei dem erſten »Bum, bum« ſchüttet er die Hälfte ſeines Champagners aus, bei dem zweiten hält er das Glas unter die Naſe, endlich bei dem letzten verſchluckt er ſich und iſt in Gefahr zu erſticken. Man muß ihm den Rücken klopfen, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

»Lieber Freund, ich glaube, Du haſt für heute genug gethan,« ſagt Zizi; »Du biſt dieſen Abend nicht gelehrig, Du ſollſt keine anderen Arten des Trinkens lernen . . . Ich muß mich ankleiden, mein heutiges Coſtüm erfordert viel Zeit . . . Ich bin wirklich etwas ſtark erheitert; doch auf der Bühne wird's ſchon vergehen . . . Adieu, Herr Nachbar, ich hoffe, bald wieder das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft zu genießen.«

»Wollen Sie denn allein fortgehen?«

»Ich habe nur ein paar hundert Schritte zu gehen. Alfred, um halb zwölf holſt Du mich ab . . . aber nicht früher, ich verbiete es Dir.«

»Ja, mein Engel . . . Nicht wahr, Nachbar, ſie iſt bezaubernd mit ihrer ſchalkhaften, muthwilligen Miene?«

»Und der Gimpel verlangt, daß man nur ihn lieben ſoll!« flüſtert Zizi dem alten Herrn ins Ohr. »Können Sie ſich eine ſolche Albernheit denken?«

»Es wäre wirklich ſchade! . . .«

Zizi iſt verſchwunden. Alfred bezahlt den Kellner und thut ſein Möglichſtes, um ſich feſt auf den Füßen zu halten.

Digitized by Google

Roncherolle nimmt ihn beim Arm, um ihn die Treppe hinunter zu führen, und ehe er sich auf dem Boulevard von ihm trennt, sagt er:

»Geben Sie mir doch die Adresse der Dame, die Sie nach Hause begleitet haben . . .«

»Aha! die Baronin von . . . Sie wollen Ihre Adresse wissen? Gestehen Sie nur, Sie Unhold, Sie haben sträfliche Absichten!«

»Vielleicht . . . sagen Sie mir die Adresse . . .«

»Warten Sie; ich weiß sie sehr gut . . . Nun, wo ist es denn? Ja, richtig, in der . . . Sie wissen schon, was ich meine.«

»Es wäre mir lieber, den Namen der Straße zu erfahren.«

»In der Straße . . . Fontaine-Saint-George, Numero 21, 22 oder 24 . . . in den Zwanzig ist es.«

»Ich bin Ihnen unendlich verbunden.«

»Auf Wiedersehen, lieber Freund, ich will eine Partie Billard im Café Turque machen; ich fühle mich disponirt, fünfzehn Carambolagen hintereinander zu machen.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.«

Roncherolle entfernt sich.

»Endlich weiß ich ihre Adresse! morgen bringe ich ihr einen Blumenstrauß.«

Digitized by Google

IX.

Die Wirkungen der Zeit.

Aber unſere Entwürfe ſind in Sand geſchrieben! . . . und leider iſt der Champagner ſehr ſchädlich für alte Herren, die am Zipperlein leiden.

Am Tage nach dem Diner, welches Herr von Roncherolle ſo intereſſant gemacht hatte, iſt er nicht im Stande, der Baronin von Grangeville den beabſichtigten Beſuch zu machen, er muß im Bett bleiben, die Gicht iſt wiedergekommen und ſcheint heftiger und hartnäckiger werden zu wollen als je. Der arme Patient jammert und flucht, weil er dadurch eine Erleichterung zu finden hofft, und nimmt ſich feſt vor, keine Lectionen im Champagnertrinken mehr zu geben.

Nach drei Tagen kann ſich Roncherolle mit großer Mühe in dem Fauteuil à la Voltaire ausſtrecken und ſeinen kranken Fuß auf einen Polſter legen. Da er noch einen langen Zimmerarreſt zu erwarten hat, läßt er durch den »jungen Menſchen« vom Hauſe ſeinen Commiſſionär holen, und bald erſcheint Chicotin.

»Höre, mein Junge,« ſagt Roncherolle, »ich bin geſchickter geweſen als Du; ich habe die Adreſſe der Baronin von Grangeville entdeckt . . .«

»Nicht möglich! . . . wie haben Sie das angefangen? Sie können doch die Gaſſen von Paris nicht ablaufen.«

Digitized by Google

»Vor einigen Tagen konnte ich gehen, und ohne das verwünſchte Diner . . . Nun, im Grunde habe ich nicht Urſache es zu verwünſchen, denn ich habe mich ſehr gut unterhalten, und ich weiß wenigſtens, warum ich Schmerzen leide . . . Um wieder auf die Dame zu kommen: die Baronin von Grangeville wohnt in der Straße Fontaine-Saint-George, Nro. 22 oder 23, das weiß ich nicht genau, aber in den Zwanzig iſt's.«

»O, die Straße iſt nicht ſehr nobel: ich weiß ſchon genug, nöthigenfalls frage ich Haus bei Haus.«

»Gut . . . jetzt nimm dieſe fünf Franken und kauf einen Blumenſtrauß für drei Franken . . . nicht wohlfeiler, hörſt Du wohl? Du mußt mich nicht betrügen.«

»O, da haben Sie nichts zu fürchten, gnädiger Herr; anvertrautes Gut iſt mir heilig. Wenn die Verkäuferin auch nur zwei Franken verlangte, würde ich ihr doch drei geben.«

»Aber es wäre beſſer, wenn ſie drei Franken verlangte, der Strauß iſt dann ſchöner.«

»Das iſt wahr; ſeyn Sie ganz ruhig, der Strauß ſoll beſorgt werden.«

»Den Strauß trägſt Du, mit einer Empfehlung von mir, zu der Baronin von Grangeville, und ſagſt ihr, Herr von Roncherolle werde ſich die Erlaubniß nehmen ihr einen Beſuch zu machen, ſobald er ausgehen könne.«

»Ja, ich ſage, ſobald Sie das Zipperlein nicht mehr haben . . .«

»Nein, von meinem Zipperlein ſagſt Du nichts, es iſt nicht nöthig. Sage nur, ich ſey unpäßlich . . . Haſt Du mich verſtanden?«

Digitized by Google

»O, ich kann's an den Fingern abzählen! Ich komme wieder, um Ihnen die Antwort der Dame zu bringen?«

»Das verſteht ſich.«

»Ich gehe . . . Halt! mir fällt etwas ein: Ew. Gnaden werden wahrſcheinlich den Beſuch eines Freundes erhalten; es trifft ſich gut, da Sie krank ſind, es wird Sie zerſtreuen . . .«

»Was meinſt Du?«

»Ich meine, daß ich geſtern meinen vormaligen Cameraden Georget wiederſah . . . ein lieber, braver Junge, der jetzt ſehr traurig iſt, weil er Unglück in der Liebe hat . . . Doch das iſt eine andere Geſchichte, die zu lang iſt, um . . .«

»Laß ſie nur weg, und zur Sache.«

»Ich nannte geſprächsweiſe Ihren Namen, und es fand ſich, daß ſein Herr, der in Nogent wohnt, Ew. Gnaden kennt und Sie gern beſucht hätte, aber er wußte Ihre Adreſſe nicht; ich ſagte nun meinem Cameraden, wo Sie wohnen.«

»Wie heißt der Herr in Nogent?«

»Malberg.«

»Ich kenne Niemanden dieſes Namens. Dein Camerad hat ſich geirrt, er wird den Namen verwechſelt haben. Aber jetzt geh zu der Baronin . . . und vor Allem kaufe einen hübſchen Strauß!«

»Verlaſſen Sie ſich nur auf mich; für drei Franken muß er wohl ſchön ſeyn!«

Chicotin iſt fort. Roncherolle ſtreckt ſein Bein aus, ſchneidet ein Geſicht und läßt einen derben Fluch los, weil

Digitized by Google

er Schmerzen hat; dann lehnt er den Kopf zurück und verſucht einzuſchlafen.

Nach fünf Minuten geht die Thür auf; ein Herr erſcheint. Es iſt der Graf von Brévanne, der einen Blick in das Zimmer wirft und fragt:

»Herr von Roncherolle?«

Der Graf, der keine Antwort erhält, tritt näher; er bemerkt einen ſchlafenden Herrn, der ſeit mehren Tagen nicht raſirt und in einen alten abgeſchoſſenen Schlafrock gehüllt iſt, während der obere Theil ſeines Geſichts unter dem Schirm einer Pelzmütze verſteckt iſt.

Der Graf ſchüttelt den Kopf und denkt: der Kellner wird mir nicht die rechte Thür genannt haben. Hier kann's nicht ſeyn; Roncherolle würde in einem ſo ſchlecht meublirten Zimmer nicht wohnen. Der alte kranke Herr muß überdies hier zu Hauſe ſeyn . . . Ich will weiter ſuchen.«

Brévanne will ſich eben entfernen, als Roncherolle die Augen aufſchlägt. Er bemerkt einen Fremden in ſeinem Zimmer.

»Wer iſt da?« ruft er auffahrend. »Was will man von mir? Was wünſchen Sie, mein Herr?«

Bei dem Tone dieſer Stimme, die ſich nicht verändert hat wie die Perſon, der ſie angehört, ſtutzt der Graf und antwortet laut und mit Nachdruck:

»Ich wünſche Herrn von Roncherolle zu ſprechen.«

»Der bin ich . . . was wollen Sie von mir?«

Der Graf tritt vor und betrachtet den blaſſen, kranken Mann, der mindeſtens ein Sechziger zu ſeyn ſcheint und deſſen Kleidung ärmlich iſt. War es wirklich der elegante, ge-

Digitized by Google

feierte, zumal von den Frauen bewunderte Cavalier? Brévanne zweifelte noch.

Roncherolle betrachtet den Fremden mit forſchenden Blicken, und je länger er ihn anſieht, deſto bewegter werden ſeine Züge, denn er erkennt den Grafen.

»Iſt es wirklich wahr, Sie ſind Herr von Roncherolle?« fragt Brévanne, der ſein Erſtaunen und ſeine Bewegung nicht zu verbergen vermag.

»Ja wohl,« antwortet Roncherolle, »und Du biſt Brévanne!«

Der Graf tritt einige Schritte zurück und erwiedert:

»Sie wagen es noch, mich zu duzen, mein Herr!«

»O, bitte um Entſchuldigung! ich darf Dich . . . ich darf Sie nicht duzen, ich dachte nicht daran; es iſt die alte Gewohnheit, aber künftig werde ich Acht darauf geben . . . Setzen Sie ſich doch, Herr Graf. O, ich erkannte Sie gleich, denn bis auf die Haare, die grau geworden ſind, haben Sie ſich wenig verändert; ich hingegen kann mich deſſen nicht rühmen, Sie konnten nicht glauben, daß ich es war. Ja, mit mir iſt's auf einmal bergab gegangen! Dazu kommt die Veränderung der Verhältniſſe, der Verdruß über die Selbſtſucht und den Undank der Menſchen, die nichts mehr von mir wiſſen wollen, weil ſie mich nicht mehr ausbeuten können oder weil ſie mich vormals ausgebeutet haben . . . wie Beaumont, de Marcey, de Juvigny! . . . Aber ich ſchwätze, während Sie ſtehen. Setzen Sie ſich doch, und ſagen Sie mir gefälligſt den Zweck Ihres Beſuchs.«

»Sie fragen noch, Herr von Roncherolle?« erwiedert

*

der Graf, der ſtehen bleibt; »Sie errathen nicht was mich zu Ihnen führt?«

»Nein.«

»Sie ſehen den Mann wieder, den Sie ſo ſchmählich beſchimpft, deſſen Nachforſchungen Sie ſich ſo lange entzogen haben, und errathen nicht, daß er die Genugthuung fordert, die Sie ihm vor Jahren verweigert?«

»So! deshalb kommen Sie? Nach zwanzig Jahren denken Sie noch an die Geſchichte!«

»Wer auf Ehre hält, kennt keine Verjährung.«

»Ja, da iſt etwas Anderes! Sie wollen nicht nachgeben; das thut mir leid. Aber ich habe doch mein Unrecht eingeſehen, ich habe Sie um Verzeiung gebeten . . . und für jede Sünde gibt es Verzeiung. Bedenken Sie, Brévanne, daß wir vormals ſo gute Freunde waren . . .«

»Schweigen Sie! Berufen Sie ſich nicht auf dieſe Freundſchaft, die Sie durch Ihr ſchändliches Benehmen längſt verwirkt haben. Doch dieſes Gerede kann zu nichts führen: ſeit zwanzig Jahren ſuche ich Sie, um Genugthuung von Ihnen zu fordern, heute endlich finde ich Sie, und ich hoffe, daß Sie ſich nicht weigern werden, mir Rede zu ſtehen.«

»Nun, da Sie es durchaus wollen . . . Mein Gott! wie ſehr irrt man ſich, wenn man wähnt, die Menſchen würden mit den Jahren vernünftig . . . Die Ehre! die Ehre! Beaumarchais hat vollkommen Recht: der Unſinn ſiegt!«

»Erklären Sie ſich, Herr von Roncherolle!«

»Ich ſtehe zu Dienſten, beſtimmen Sie Zeit und . . . Auweh! tauſend Donnerwetter! welche Qual! . . .«

Der Kranke wird von einer heftigen Kriſis befallen, er wird blaß, ſeine Stimme verſagt ihm den Dienſt und der

Digitized by Google

Schweiß rinnt ihm über das Geſicht. Der Graf kann ſich des Mitleids nicht erwehren, er ſieht ſich im Zimmer um und ſucht ein Linderungsmittel für den Kranken. Er bemerkt auf dem Camin ein Fläſchchen Arznei, er nimmt es und reicht es ihm.

»Sie nehmen vielleicht von dieſer Arznei, wenn Sie ſo heftige Anfälle haben. Trinken Sie . . .«

»Nein,« antwortet Roncherolle, das Fläſchchen zurückweiſend. »Laſſen Sie mich leiden, ich habe es verdient. Sie ſehen, in welchem Zuſtande ich mich befinde; Sie erweiſen mir einen Dienſt, wenn Sie mich todtſchießen.«

»Ich ſehe wohl,« erwiederte der Graf, »daß das Duell jetzt nicht ſtattfinden kann; ich muß Ihre Geneſung abwarten, um einen Gegner zu haben, der meiner würdig. Ich verlaſſe Sie; in vierzehn Tagen werde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen.«

»Nach Belieben . . . Sie wollen gehen?«

Roncherolle ſtreckt unwillkürlich die Hand aus, aber der Graf entfernt ſich mit einer leichten Verbeugung und erwiedert:

»Ich will Ihnen Jemand zur Bedienung ſchicken.«

Der Anblick des Kranken hat ihn tief erſchüttert. »Großer Gott, welche Veränderung!« ſagt er zu ſich, »er iſt nicht wieder zu erkennen . . . es geht ihm noch ſchlechter als ihr.«

»Wenn er das Verſchwinden meiner Gicht abwarten will,« ſagt Roncherolle zu ſich, »ſo dürfte unſer Duell ſehr lange verſchoben werden. Ein Teufelskerl, der Brévanne! . . . Die Schmerzen laſſen nach, das iſt ein Glück! . . . Er iſt faſt gar nicht verändert; ich fühlte wirklich eine geheime Freude, als ich ihn wiederſah. Wir waren ſo gute Freunde, und er

Digitized by Google

würde mich nicht ſchnöde zurückgewieſen haben, wie alle die Undankbaren, denen ich vormals Geld geliehen und die jetzt nichts von mir wiſſen wollen, um mir's nicht wieder zu geben . . . doch geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern . . . O, die Weiber ſind die Urſache aller Thorheiten, die wir begehen!«

Beauvinet öffnet leiſe die Thür, ſteckt den Kopf herein und ſagt:

»Der Herr, der eben fortgegangen iſt, ſchickt mich herauf, um . . .«

»Gehen Sie zum Teufel und laſſen Sie mich in Ruhe,« antwortet Roncherolle und ſchlägt zornig mit dem Stock auf den Fußboden.

Der »junge Menſch« vom Hauſe läßt ſich das nicht zweimal ſagen, er verſchwindet wie ein Nebelbild und ſchlägt die Thür ziemlich unſanft zu.

»Aber in vierzehn Tagen wird er wieder kommen,« ſagt der Kranke nach einer Weile. »Er iſt ein Mann von Wort, er wird gewiß kommen, und wenn ich, wie zu hoffen, wieder gehen kann, wird er die Sache nicht länger aufſchieben . . . Ich ſoll mich alſo wirklich mit ihm ſchlagen! Nun, ich will ihm zeigen, daß ich . . . Wer ſtört mich ſchon wieder? Donnerwetter!«

»Ich bin's,« ſagt Chicotin, ins Zimmer tretend. »Ich habe die Beſtellung gemacht und gewiß gut. Zuerſt habe ich einen prächtigen Strauß gekauft, der eher vier Franken als drei werth war. Von Violette habe ich ihn nicht gekauft, um ſie zu ärgern; ich will nichts mehr von ihr kaufen; doch das iſt Ew. Gnaden gleichgiltig . . . Dann ging ich in die Straße Fontaine-Saint-Georges; ich fand die Frau Baronin von Grangeville, aber nicht in den Zwanzigen, ſondern in Num-

Digitized by Google

mer 19. Ich wurde vorgelaſſen. Die Dame ſaß in einer großen Maſchine, ich weiß nicht wie man's nennt . . . Ich ſage: »Madame, dieſen Strauß ſchickt Ihnen Herr von Roncherolle mit ſeinen ſchönſten Empfehlungen.« Wenn Ew. Gnaden geſehen hätten, wie die Dame von ihrem . . . Divan aufſprang, gerade wie ein Fiſch in der Bratpfanne. »Herr von Roncherolle,« ſagte ſie ganz erſtaunt; »er iſt alſo in Paris? Sagen Sie ihm, er möge mich bald, recht bald beſuchen; ich erwarte ihn mit Sehnſucht.« — »Madame,« antwortete ich, »er wird kommen, ſobald er ſeine Spazirſtöcke wieder brauchen kann . . . Doch nein, ich habe nicht Spazirſtöcke geſagt, ſondern Beine. Da machte ich meinen Diener und ging . . . und man hat mir nichts gegeben.«

»Behalte den Reſt des Fünffrankenſtückes.«

»Ich danke ergebenſt . . . Iſt Ihr Freund von Nogent da geweſen?«

»Ja, ja, mein Freund iſt ſchon da geweſen . . . Du biſt ein dummer Schwätzer, Chicotin! Du verdienteſt Ohrfeigen, daß Du meine Adreſſe nennſt, ohne zu wiſſen, ob es mir angenehm iſt.«

»Mein Gott! habe ich eine Dummheit gemacht? Iſt der Herr etwa Ihr Freund nicht mehr?«

»Ja, Du haſt eine Dummheit gemacht; aber ich hoffe, daß Du künftig klüger ſeyn wirſt. Du biſt die Urſache, daß ich dieſes Haus verlaſſen werde . . . was mir übrigens nicht ſehr leid thut.«

»Sie wollen ausziehen?«

»Ja, in einigen Tagen, ſobald ich gehen kann. Aber ich will nicht wieder in einem Hôtel garni wohnen, er würde mich finden; ich will ein Zimmer in einem ruhigen Hauſe

Digitized by Google

miethen und es ſelbſt meubliren. Es iſt bald geſchehen: ein Bett, ein Tiſch, zwei Seſſel und eine Commode, mehr brauche ich nicht . . . Höre, Chicotin, während ich das Zimmer hüten muß, beſorgſt Du mir das Zimmer und die Meubles, damit ich einziehen kann, ſobald ich geneſen bin. Verſtehſt Du wohl? eine kleine, aber ſehr reinliche Wohnung; an Zimmer und Cabinet habe ich genug.«

»Gut, Ew. Gnaden, ich will Ihnen eine Wohnung beſorgen. In welchem Stadttheile?«

»Das iſt mir gleich.«

»O, dann werde ich's bald finden. Wie viel Miethe wollen Sie zahlen?«

»So wenig wie möglich; die Zeiten werden täglich ſchlechter.«

»Wollen Sie achtzig Franken geben?«

»Vierteljährig?«

»O nein, jährlich!«

»Um dieſen Preis würdeſt Du ja kaum einen Hundeſtall bekommen! Du kannſt bis zweihundert oder zweihundertfünfzig Franken geben.«

»Dann verſchaffe ich Ihnen etwas Extragutes . . . und Sie ſollen wahrhaftig beſſer wohnen, als hier.«

»Das will freilich nicht viel ſagen. Ich möchte aber nicht zu hoch ſteigen . . .«

»O, für zweihundertfünfzig Franken muß man eine prächtige Wohnung im erſten Stocke bekommen.«

»Das glaube ich nicht . . . Jetzt geh und ſuche.«

Drei Tage nach dieſer Unterredung erſcheint Chicotin frohlockend bei Roncherolle, deſſen Geneſung ſo weit vorgerückt war, daß er im Zimmer auf und ab gehen konnte.

Digitized by Google

»Ich habe gefunden was ich ſuchte. Ich glaube, Sie werden zufrieden ſeyn; die Wohnungen ſind indeß theurer als ich glaubte, es war nicht möglich, im erſten Stocke eine Wohnung für zweihundertfünfzig Franken zu finden.«

»Was haſt Du denn gefunden?«

»Zwei kleine ſaubere Zimmer, friſch tapezirt, und eine Ausſicht . . . o! eine Ausſicht, wie auf dem Triumphbogen! Und die Retirade vor Ihrer Thüre, und gewichſte Treppen . . . .«

»Und in welchem Stocke iſt die Wohnung?«

»Im fünften.«

»Sapperlot! dann iſt es kein Wunder, daß die Ausſicht ſo ſchön iſt.«

»Aber die Treppen ſind ſchön, man merkt kaum, daß man ſteigt, es geht von ſelbſt, und die Hausmeiſterin erbietet ſich, alle Parteien im Hauſe billig zu bedienen und ſogar den Kaffeh zu machen . . .«

»Das ſind allerdings große Annehmlichkeiten. Wo iſt denn dieſe reizende Wohnung?«

»Nicht ſehr weit von hier, in der Rue-de-Cruſſol, ganz nahe am Boulevard, bei dem runden Pferdetheater, das neu erbaut iſt.«

»Die Rue-de-Cruſſol kenne ich nicht.«

»Wenn Ew. Gnaden gehen können, werde ich Sie hinführen.«

»Hole mir einen Wagen, wir wollen hinfahren.«

»Sogleich, Ew. Gnaden.«

Chicotin holt einen Fiaker und ſteigt hinten auf, als Roncherolle im Wagen Platz genommen hat. Man hält vor dem bezeichneten Hauſe an. Eine ſehr ſchmutzige, aber unge-

Digitized by Google

mein höfliche alte Frau empfängt Roncherolle mit vielen Knixen und geht voran, während Chicotin zu dem Herrn mit dem Zipperlein ſagt:

»Wenn's Ew. Gnaden zu viel Mühe macht, ſo will ich Sie auf den Rücken nehmen und in den fünften Stock hinauftragen. Ich bin ſtark, und Sie dürfen ſich nicht fürchten, ich laſſe Sie nicht fallen . . . Ich würde Sie ſogar über die Straße tragen, wenn Sie es wünſchten . . .«

»Ich danke, lieber Chicotin; dieſe neue Art Locomotive hat für mich gar nichts Anlockendes, und ich würde ſie ſchwerlich in die Mode bringen. Uebrigens ſoll man ſich ja Bewegung machen, wenn man die Gicht hat; ich will daher mit meinen eigenen Füßen hinaufgehen.«

»Dann iſt's ja gut, daß Sie im fünften Stocke wohnen!«

Roncherolle nimmt die Wohnung in Augenſchein, ſeufzt unwillkürlich und denkt: »Was kann man für zweihundert Franken haben? mehr kann ich nicht daran wenden, und ſogar das fällt mir ſchwer!«

Er gibt der Hausmeiſterin das Aufgeld und zeigt ihr an, daß er geſonnen ſey, ſich von ihr bedienen und den Kaffeh machen zu laſſen. Die Alte macht einen Knix über den andern und erwiedert:

»Ich hoffe, daß ſich Ew. Gnaden in unſerem Hauſe gefallen werden; ich ſtehe immer zu Dienſten, und wenn Sie etwas brauchen, dürfen Sie nur den Kopf aus dem Hoffenſter ſtecken und »Mutter Lamort« rufen, ich bin im Umſehen oben.«

»Wie muß man Sie nennen?«

»Mutter Lamort.«

Digitized by Google

»So! Sie heißen Lamort!«

»Zu dienen, Ew. Gnaden.«

»Da haben Sie einen ſonderbaren, faſt ſchauerlichen Namen.«

»Aber trotz meinem Namen bin ich ſo geſund wie ein Fiſch im Waſſer . . . und habe zwölf Kinder, die ſich alle ſo wohl befinden wie Sie und ich!«

»Ich wünſche Ihren Kindern, daß ſie ſich wie ihre Frau Mutter und nicht wie ich befinden.«

»Und Ew. Gnaden werden ſehen, daß ich trotz meinem Namen flink auf den Füßen bin und gute Augen habe; Sie werden mit mir zufrieden ſeyn.«

»Ich bezweifle es nicht. Auf baldiges Wiederſehen alſo, Madame Lamort.«

Roncherolle ſteigt wieder in ſeinen Fiaker; Chicotin klettert wieder hinten auf und ruft dem Kutſcher zu:

»Ich gehöre zu dem Gefolge dieſes Herrn!«

Zwei Tage ſpäter, nachdem Roncherolle die allernothwendigſte Einrichtung für ſeine neue Wohnung gekauft hat, bezahlt er ſeine Rechnung und zeigt dem »jungen Menſchen« vom Hauſe an, daß man über ſein Zimmer verfügen könne.

»So! Monſieur verläßt uns,« ſagt Beauvinet, indem er ſeine Perrücke auf die Seite zieht. »Wenn Jemand fragt, welche Adreſſe ſoll ich geben?«

»Schicken Sie in die Quergaſſe ſo und ſo, die erſte Thür rechts von der Sternbarriere.«

Roncherolle iſt längſt fort, und der »junge Menſch« vom Hauſe zupft noch an ſeiner Perrücke und ſagt:

»Die Quergaſſe ſo und ſo! . . . Es iſt curios, ich kenne alle Quergaſſen in Paris, bis auf dieſe!«

Digitized by Google

X.

Ein Veilchenſtrauß.

Seitdem der Graf von Brévanne mit Violette geſprochen, ſeitdem dieſe bemerkt, wie Georget ſie von ferne betrachtet und ſich dann ſchnell entfernt hatte, wurde ſie jeden Tag trauriger und niedergeſchlagener. So lange Georget bei ihr war, ſo lange ſie Morgens und Abends die Liebe, die er für ſie fühlte, in ſeinen Augen leſen konnte, hatte ſie dieſe Liebe als eine Kinderei betrachtet und wollte ſich ſelbſt nicht geſtehen, daß ſie dieſes Gefühl theile.

Aber jetzt, da er Paris verlaſſen hat und ihr bei einer zufälligen Begegnung nur Haß und Verachtung zu erkennen gibt, fühlte die arme Violette, wie ſie Georget liebte und wie ſie ihn noch liebt, ungeachtet des Kummers, den er ihr macht.

Sie hat ſich ſehr gefreut, daß der Herr, der ſie ausgefragt, der Gönner Georgets iſt; ſie hoffte, ihrem Geliebten durch Vermittlung ſeines Herrn zu verſtehen zu geben, daß ſein Argwohn ungegründet war. Aber die ſchnelle Entfernung des Grafen hat ihr dieſe Hoffnung geraubt.

Die Hoffnung ſchwindet jedoch nicht ſogleich aus einem jungen Herzen, am wenigſten aus dem Herzen eines Mädchens, das ſich ſeiner Schönheit bewußt iſt. Mehre Tage erwartet Violette, daß Georget wieder nach Paris kommen und nicht vorübergehen werde, ohne ſtehen zu bleiben;

ſie vermuthet auch, daß Herr Malberg, der ſie über ihr Alter und ihre Mutter befragt hat, wieder kommen werde. Aber ein Tag verſtreicht nach dem andern, und ſie ſieht weder Georget noch ſeinen Gönner. Ein einziger Mann geht noch ziemlich oft vorüber und ſcheint ſich an dem Gram zu weiden, der auf ihrem Geſicht deutlich zu leſen iſt: es iſt der Urheber aller ihrer Leiden. Einmal noch hat er es gewagt, ſich ihr zu nähern und von Liebe zu reden, aber Violette iſt ſo zornig aufgeſtanden und ihre Hand hat ſo ſchnell mehre bei ihr liegende Dornenzweige ergriffen, daß ſich Jéricourt geſchwind entfernt und ſeit jenem Tage kein Geſpräch wieder mit ihr angeknüpft hat.

Es war zehn Uhr Morgens, Chicotin kam eben von Roncherolle, der ſeine neue Wohnung bereits bezogen und ſeinen gewohnten Boten zu der Baronin von Grangeville geſchickt hatte, um ihr einen Strauß zu bringen und ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Da aber der lahme alte Herr täglich tiefere Ebbe in ſeiner Caſſe bemerkte, ſo ließ er nur einen Veilchenſtrauß für zwanzig Sous kaufen.

Der invalid gewordene Venusdiener war noch ſehr galant, jedoch mit den ihm durch die Verhältniſſe aufgenöthigten Beſchränkungen.

Chicotin ging, mit ſeinem Zwanzigſousſtück in der Hand, über den Boulevard des Château-d'Eau, und da an jenem Tage kein Blumenmarkt war, ſo gab es nur wenig Verkäuferinnen, und bei dieſen fand man nur äußerſt wenig Veilchen, die damals wohl ſelten ſeyn mochten.

Violette war die einzige, die mit den Blumen, deren Namen ſie führte, hinlänglich verſehen war; ſie hatte große ſchöne Veilchenſträuße.

Digitized by Google

»Das iſt es nicht was ich will,« ſagt Chicotin, als ihm eine Verkäuferin einige winzig kleine Büſchel um zwei Sous anbietet; »das kann ich der Dame nicht anbieten; um zwanzig Sous muß man doch einen ſtattlichen Strauß bekommen, wenn man nur von einer einzigen Blume kauft.«

»Das glaubſt Du, Naſeweis!« erwiedert die Verkäuferin. »Weißt Du denn nicht, daß die Veilchen jetzt theuer ſind? Schau, ich will Dir dieſe vier Büſchel zuſammenbinden, das gibt einen ſchönen Strauß.«

»Danke ſchön, Ihre Blumen ſind welk, ſie ſehen aus, als hätten ſie ſchon gedient.«

»Der dumme Menſch! . . .«

Chicotin entfernt ſich von der Verkäuferin und ſagt zu ſich: »Es iſt nur eine einzige Blumenhändlerin, die wirklich ſchöne Veilchenſträuße hat, nemlich Violette; aber ich habe mir vorgenommen, nichts mehr von ihr zu kaufen und nicht mehr mit ihr zu reden, ſeitdem ich weiß, daß ſie den armen Georget ſo hintergangen hat. Aber meine Beſtellung muß ich machen; ich weiß nicht, ob ich anderswo Veilchen finden werde. Im Grunde ſind die Blumen eine Waare, die man bezahlt und damit iſt's abgethan; man iſt deshalb noch kein Freund von ihr. Violette verkauft auch billiger als Andere . . . ich gehe alſo zu ihr!«

Chicotin geht auf das ſchöne Blumenmädchen zu und muſtert ihre Ausſtellung. .

»Ah! Sie ſind's, Chicotin,« ſagt Violette, als ſie Georgets Freund erkennt. »Sie laſſen ſich auch gar ſelten ſehen; es iſt ſonderbar, alle meine früheren Bekannten verſchwinden, und ich weiß nicht wo ſie bleiben. Haben Sie es

Digitized by Google

auch gemacht, wie Ihr Freund Georget, und ſtehen Sie nicht mehr auf dem Boulevard?«

»Wie theuer verkaufen Sie dieſen Veilchenſtrauß?«

»Sagen Sie, Chicotin, ſehen Sie Ihren Freund Georget zuweilen? denn er wird doch von Zeit zu Zeit nach Paris kommen . . .«

»Ich frage Sie, Mamſell, wie viel dieſer große Veilchenſtrauß koſtet.«

»Und ich frage Sie, ob Sie Georget zuweilen ſehen; ich denke doch, Sie könnten mir auch wohl antworten.«

»Mamſell, ich bin zu Ihnen gekommen, um Veilchen zu kaufen, ſonſt habe ich hier nichts zu thun. Ich wende mich an Sie, weil Sie allein ſchöne Blumen haben, ſonſt . . .«

»Sonſt? . . . nun, was wollten Sie ſagen?«

»Ich wollte ſagen, daß ich ſonſt nicht zu Ihnen gekommen wäre.«

»Wie! auch Sie, Chicotin? . . . ich muß mich alſo jetzt von Jedermann mit Verachtung behandeln laſſen! das iſt abſcheulich! Was habe ich Ihnen denn gethan?«

»Mir? . . . mir haben Sie nichts gethan, aber einem Andern, dem ich ſehr gut bin, der mein Freund iſt, den Sie unglücklich gemacht haben . . . und das Böſe, das man meinen Freunden thut, beziehe ich auch auf mich.«

»Georget hat Ihnen alſo auch geſagt . . .«

»Ja wohl, er hat mir geſagt . . . Sie wiſſen's ſchon . . . er hat mir geſagt, daß er Sie nicht mehr lieben könne, weil Sie . . . Genug, was koſtet der große Strauß?«

»Und Sie haben es geglaubt? Sie halten mich für eine freche, ſchamloſe Dirne?«

Digitized by Google

»Nein, anfangs wollte ich's nicht glauben; aber wenn man die Gewißheit hat . . . Hören Sie nur: ich verfolgte mit Georget einen ganzen Tag den ſchönen Herrn Jéricourt; endlich redete ich ihn an und bat ihn inſtändig, mir die Wahrheit über Sie zu ſagen.«

»Und was hat er geſagt?«

»Er nannte mich einen Einfaltspinſel und ſagte, wenn ein junges Mädchen zu ihm komme . . . Wie viel koſtet dieſer Strauß?«

»O, der erbärmliche, ſchändliche Menſch! . . . Aber er hat gelogen, Chicotin, ich ſchwöre Ihnen, daß er gelogen hat!«

»Ich weiß wohl, daß ein Frauenzimmer ſo etwas nie geſteht; man hat Sie ja geſehen, und alles Läugnen hilft nichts . . . Da fangen Sie gar an zu weinen! Es thut mir leid, ich ſehe gar nicht gern Jemand weinen; aber es iſt nicht meine Schuld; ich hätte Ihnen kein Wort davon geſagt, Sie wollten es ſo . . . Ich kann Sie nicht weinen ſehen; ich gehe, da Sie mir nicht ſagen wollen, wie viel dieſer große Blumenſtrauß koſtet.«

»Was Sie wollen!« ſtammelt das Blumenmädchen und hält das Schnupftuch vor die Augen.

»Ich kann nicht mehr als zwanzig Sous zahlen . . .«

»Es iſt gut . . . es iſt genug . . . nehmen Sie nur.«

»Gut, ich nehme ihn, hier ſind die zwanzig Sous . . . Adieu, Mamſell!«

Chicotin hat die Blumen genommen und geht raſch fort, weil er fühlt, daß er auch weinen würde, wenn er länger bei Violette bliebe.

Violette trocknet ſich die Augen und ſucht ihre Thränen

Digitized by Google

zu unterdrücken; aber dieser neue Schlag hat ihr Herz zu tief verletzt, sie fühlte sich zu unglücklich und nimmt sich vor, dieser peinlichen Lage ein Ende zu machen. Sie sinnt den ganzen Tag nach, an wen sie sich wohl wenden könnte, um guten Rath zu bekommen; sie sieht ein, daß sie eines Freundes, eines Beschützers bedarf, der sich ihrer annimmt und zu ihrer Rechtfertigung behilflich ist; aber die arme Kleine sieht sich vergebens um; sie steht ganz allein da; sie hat keinen Freund mehr, seitdem Georget sie für schuldig hält. Endlich hält sie einen Gedanken fest, der ihr einige Hoffnung verspricht: Malberg hatte sich theilnehmend gegen sie gezeigt; aus den Fragen die er an sie gerichtet, aus der Aufmerksamkeit, mit der er sie angesehen, schließt sie, daß er keine ganz ungünstige Meinung von ihr hatte, und das Gute, was sie über ihn gehört, bestärkt sie in ihrem Entschlusse. Sie will sich nach Nogent begeben, um den Gönner Georgets auch für sich um Beistand und Schutz zu bitten, und sie hofft, daß er sie nicht zurückweisen wird. Durch diese Hoffnung etwas beruhigt, schläft Violette mit dem Vorsatze ein, morgen nach Nogent zu gehen.

Digitized by Google

XI.

Täuſchung. — Gewißheit.

Vierzehn Tage nach ſeinem Beſuche bei Roncherolle begab ſich der Graf von Brévanne wieder in das kleine Hôtel garni in der Rue-de-Bretagne. Als er die Treppe hinaufgehen wollte, ruft ihn Beauvinet an:

»Zu wem gehen Sie?«

»Zu Herrn von Roncherolle, ich weiß daß er im dritten Stocke wohnt . . .«

»Ja, er hat im dritten Stocke gewohnt, aber er iſt ausgezogen, und es wäre überflüſſig, wenn ſich Monſieur hinaufbemühen wollten.«

»Er iſt fort? Sie meinen doch: ausgegangen?«

»Nein, er iſt wirklich fort, er hat unſer Hôtel verlaſſen.«

»Seit wann?«

»Es ſind heute zehn Tage.«

»Wo wohnt er jetzt? Er muß Ihnen doch ſeine Adreſſe gelaſſen haben . . .«

»Seine Adreſſe . . . ja, er wohnt in der Quergaſſe ſo und ſo, die erſte Thür rechts von der Sternbarriere.«

Der Graf, der ſchon ſehr übel gelaunt war, gibt dem »jungen Menſchen« vom Hauſe einen derben Fußtritt und entfernt ſich höchſt aufgebracht, indem er dem Aufwärter zuruft:

Digitized by Google

»Ich will Dir wohl rathen, mir ſolche Dummheiten nicht wieder zu antworten!«

»Er iſt fort! er iſt mir wieder entwiſcht!« ſagt der Graf zu ſich. »Er will ſich nicht mit mir ſchlagen . . . fort! . . . aber er konnte ſich nicht auf den Füßen halten, er hat ſich alſo forttragen laſſen. Paris kann er nicht verlaſſen haben; in ſolchem Zuſtande geht man nicht auf Reiſen, zumal wenn man kein Geld hat, und er ſcheint ſich keineswegs in glänzenden Umſtänden zu befinden . . . Soll ich ihn wieder in Paris ſuchen laſſen? nein, ich will warten, bis uns der Zufall wieder zuſammenführt. Es ärgert mich wirklich, daß ich ihn nicht wiedergefunden habe, ich hätte von ihm erfahren können . . . doch nein, ich hätte ihn nicht fragen mögen . . .«

Brévanne iſt nachdenkend, verſtimmt, mit ſich ſelbſt unzufrieden, er hat keine Ruhe in der Stadt, und iſt eben im Begriff ſich in ſein Landhaus zurückzubegeben, als ihm plötzlich einfällt, daß ihm Merval ſeine Adreſſe gegeben hat. Er nimmt ein Cabriolet und fährt zu ihm.

»Welche angenehme Ueberraſchung!« ſagt Merval, als der Graf in ſein Zimmer tritt. »Ich machte mir keine Hoffnung, Sie vor dem Spätherbſte hier zu ſehen . . .«

»Lieber Herr von Merval, Sie haben gar keine Urſache, mir für meinen Beſuch zu danken . . . eine wichtige Angelegenheit hat mich heute nach Paris geführt.«

»In der That,« erwiederte Merval, »ich bemerke es erſt jetzt: Sie ſcheinen Verdruß gehabt zu haben. Kann ich Ihnen in etwas dienen?«

»Haben Sie Zeit mich anzuhören?«

Digitized by Google

»Für Sie habe ich immer Zeit.«

Der Graf erzählt, daß er Roncherolle wiedergefunden, daß er ihn beſucht und endlich ſeine Spur wieder verloren hat.

»Sie ſehen,« ſagt Brévanne, ſeine Erzählung beendend, »er iſt mir entwiſcht; er verweigert mir die Genugthuung, die ich von ihm verlange; er verläßt ſeine Wohnung, ohne ſeine Adreſſe zurück zu laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem Benehmen?«

Merval ſchüttelt den Kopf und antwortet nach einer kurzen Pauſe:

»Sie wünſchen meine Meinung zu wiſſen?«

»Allerdings.«

»Dann ſage ich Ihnen aufrichtig, daß ich Roncherolle's Benehmen nicht tadle.«

»Wie! Sie billigen, daß er dem Manne, den er beleidigt hat, Genugthuung verweigert, daß er ſich flüchtet wie eine feige Memme? Ich verſtehe Sie nicht, Herr von Merval.«

»Hören Sie mich ruhig an. Roncherolle iſt keine feige Memme, das wiſſen wir Alle; er fürchtet den Tod nicht, er hat Ihnen ja ſelbſt geſagt, daß er ruinirt iſt und von körperlichen Leiden gefoltert wird; glauben Sie denn, es ſey eine Strafe für ihn, wenn Sie ihm das Leben nehmen? Nein, Sie werden ihn todtſchießen; denn Sie wiſſen wohl, daß er nie eine Waffe gegen Sie richten wird. Niemand würde Sie tadeln, wenn Sie ein ſtrenges Gericht über ihn halten. Aber werden Sie glücklicher ſeyn, wenn Sie ſich gerächt haben? Gewiß nicht, Sie würden ſich vielmehr Vorwürfe zu machen

Digitized by Google

haben. In der ersten Zeit nach der Beschimpfung, die Ihnen widerfahren, würde ich dieses Duell ganz erklärlich gefunden haben, obschon die Reue gewiß nicht ausgeblieben seyn würde; aber nach zwanzig Jahren, nachdem sich die Helden dieser Geschichte so sehr verändert haben, nachdem die Vorsehung selbst die Schuldigen bestraft hat — wollten Sie einen Unglücklichen verfolgen, der durch seine Schuld einen wahren, unersetzlichen Freund verloren? Nein, nein, thun Sie es nicht; überlassen Sie der unerbittlichen Zeit die Bestrafung der Schuldigen; die Reue ist die empfindlichste Strafe, und sie wird nicht ausbleiben!«

Der Graf hat zugehört, ohne Herrn von Merval zu unterbrechen, er scheint tief in Gedanken versunken. Nach einer Weile sieht er ihn forschend an und erwiedert:

»Das ist noch nicht Alles . . . Sie haben mir noch etwas verschwiegen . . .«

»Wie! was meinen Sie? Wie kommen Sie zu der Vermuthung, daß ich noch etwas wisse?«

»Ich erinnere mich jetzt Ihrer Fragen; ich weiß nicht, wie Sie ein Geheimniß entdecken konnten, das mir bis jetzt verborgen geblieben ist . . . ich meine, daß aus dem sträflichen Verhältniß zwischen Roncherolle und der Treulosen, die meinen Namen geführt hat, ein Sprößling hervorgegangen ist . . . habe ich Recht?«

»Ja, es ist wahr.«

»Sie wußten es also?«

»Der Zufall hat mich mit diesem Geheimniß bekannt gemacht. Hören Sie. Ein Jahr nachdem Sie sich von Ihrer Gemalin getrennt hatten — merken Sie sich dieses Datum,

Digitized by Google

ich bin meiner Sache gewiß — ein Jahr nachher beſuchte ich einen Freund, der bei Ermenonville ein Landhaus beſitzt. Auf meiner Rückreiſe bekam ich Luſt, den reizenden Ort zu beſuchen, wo Rouſſeau's Grab iſt; ich hatte dieſes Dorf ſchon als Knabe beſucht, aber ich finde, daß man mit dreißig Jahren an dem Beſuch ſolcher denkwürdigen Orte mehr Vergnügen findet, als mit fünfzehn.

»Ich kehrte in dem beſten und wahrſcheinlich einzigen Wirthshauſe des Dorfes ein; ich wollte zwei Tage in Ermenonville bleiben, um den Park, die Einſiedelei, die Inſel und die ganze Umgegend, an die ſich ſo viele poetiſche Erinnerungen knüpfen, zu beſuchen. Abends, als ich eben angekommen war, brach ein ſtarkes Gewitter aus. Ich war im Gaſtzimmer; der Regen floß in Strömen, es war kalt, obgleich es im September war, und ich ſtand vor dem lodernden Caminfeuer.

»Plötzlich hörten wir einen Wagen vorfahren. Der Wirth, der ſo ſpät und zumal in einem ſo furchtbaren Wetter keine Gäſte mehr erwartete, war freudig überraſcht. Man eilte an die Hausthür . . . ich blieb vor dem Camin ſtehen. Bald kam die Wirthin zurück und ſagte:

»Es iſt ein Herr und eine Dame . . . ſehr vornehme Leute, das ſieht man ihnen an. Die Gemalin iſt in intereſſanten Umſtänden; ſie fürchtet ſich vor dem Gewitter und will hier übernachten; aber während ein Zimmer eingerichtet wird, will ſie ſich an dieſem Feuer wärmen, wenn Sie es gütigſt erlauben.«

»Das verſteht ſich,« erwiederte ich; »es wird mir Vergnügen machen, der Dame dieſen Platz einzuräumen.«

Digitized by Google

»Die Dame wird vielleicht hier entbinden,« ſetzte die Wirthin hinzu; »das wäre ein großes Glück für uns, denn ſie müßte einige Zeit hier bleiben.«

»Die Reiſenden kamen in das Gaſtzimmer, und eine Stimme, die mir nicht unbekannt war, ſagte: »Vor dem Feuer kann man ſich's wohl ſeyn laſſen!«

»Ich war auf die Seite getreten. Denken Sie ſich mein Erſtaunen, als ich Roncherolle erkannte! Er führte die Baronin von Grangeville, die ſich wirklich in höchſt intereſſanten Umſtänden befand. Ich blieb unbemerkt, und da ich wohl einſah, daß es den beiden Gäſten ſehr unangenehm ſeyn müſſe, mir zu begegnen, ſo entfernte ich mich durch eine Seitenthür und ging in mein Zimmer. Am frühen Morgen verließ ich das Wirthshaus, ohne die andern Reiſenden wieder geſehen zu haben. So entdeckte ich ein Geheimniß, das wahrſcheinlich nicht allgemein bekannt geworden iſt. Ich hielt es für überflüſſig, Sie mit einem Verhältniß bekannt zu machen, deſſen Entdeckung Ihnen nicht angenehm ſeyn konnte, und das Ihnen übrigens ganz fremd iſt . . . verſtehen Sie wohl, ganz fremd!«

»Ja, ich verſtehe . . . ich habe auch nie etwas davon geahnt. Kamen Sie wieder nach Ermenonville?«

»Ja, ich geſtehe, daß mich die Neugier trieb; etwa drei Wochen nachdem ich am frühen Morgen fortgegangen war, begab ich mich wieder in das Dorf und kehrte in demſelben Wirthshauſe ein. Die Wirthin erkannte mich ſogleich wieder; die Rede kam bald auf die Reiſenden, die ich im Gaſtzimmer zurückgelaſſen, und ich fragte ſie, ob das gewünſchte Ereigniß in ihrem Hauſe ſtattgefunden.

»Nein,« antwortete die Wirthin, »die Dame befand ſich

Digitized by Google

am andern Morgen beſſer, und reiſte weiter; wie ich hörte, erhielt der Kutſcher Befehl, nach Paris zu fahren.« — Dies iſt Alles, lieber Graf, was ich weiß. Ich würde Ihnen nie etwas davon geſagt haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, Sie wären bereits davon unterrichtet.«

»Haben Sie nie erfahren, was aus dem Kinde geworden iſt?«

»Nein, wahrſcheinlich iſt es bald nach der Geburt geſtorben; denn ſonſt würde es die Baronin von Grangeville gewiß bei ſich haben und ſich für die Pathe oder Adoptivmutter ausgeben . . . es gibt ja tauſend Mittel, die Wahrheit zu verhehlen, wenn man ein Kind bei ſich behalten will.«

»Ich bin beſſer unterrichtet, als Sie,« erwiedert der Graf; »ich weiß was aus dem Kinde geworden iſt . . .«

»Iſt es möglich!«

»Wenigſtens glaube ich die Spur dieſes Geheimniſſes gefunden zu haben.«

»Was gedenken Sie zu thun, Herr Graf, wenn ſich Ihre Vermuthung beſtätigt?«

»Ich weiß es noch nicht; es iſt zu abſcheulich, zu ſchändlich, ich kann von dieſen Vorfällen nicht mit kaltem Blute reden hören . . . Adieu, Herr von Merval, ich verlaſſe Sie, ich gehe wieder auf's Land; die freie Luft iſt mir Bedürfniß, um etwas Ruhe wiederzufinden und mich von den heutigen Erſchütterungen zu erholen.«

Merval ſucht den Grafen nicht aufzuhalten, denn er findet deſſen Aufregung ganz begreiflich.

Pongo erwartete ſeinen Herrn, und lehrte Carabi zum Zeitvertreib, ſich todt zu ſtellen. Madame Brunoy war mit einer Handarbeit beſchäftigt, und Georget machte ſich im

Digitized by Google

Garten zu thun, denn der arme Menſch hatte nirgends Ruhe; ſeitdem er in Paris geweſen war, ſchwebte ihm beſtändig das Bild der blaſſen, traurigen Violette vor, und als er ſeinen Gönner am andern Morgen nach Paris gehen ſah, hätte er ihn gern begleitet, aber er wagte es nicht, die Bitte auszuſprechen; nach ſeinen letzten Betheuerungen wäre es zu charakterlos geweſen. Georget war daher in Nogent geblieben. Der Tag ſchien ihm unendlich lang, und er hielt ſich immer in der Nähe des Gitterthors auf, um den Grafen zurückkommen zu ſehen: ſein Gönner hatte ja vielleicht mit Violette geſprochen, und der arme junge Menſch hoffte etwas von ihr zu hören.

Der Graf kommt Nachmittags aus der Stadt zurück. Aber ſeine Stirn iſt düſterer, ſein Geſicht nachdenkender als gewöhnlich; er geht, ohne ein Wort zu ſagen, an ſeinen Untergebenen vorüber und begibt ſich ſogleich in ſein Zimmer.

»Der Herr nicht redſelig!« ſagte der Mulatte zu Georget. »Er nickt nicht einmal mit dem Kopfe, um uns einen guten Tag zu wünſchen . . . er iſt nicht gut bei Laune.«

»O, ich habe es auch bemerkt; er hat im Vorübergehen kein Wort zu mir geſagt. Wahrſcheinlich hat er ſie nicht geſehen. Er denkt an andere Dinge . . . und anreden mag ich ihn nicht, er ſieht zu ernſt aus.«

Georget geht ganz traurig zu ſeiner Mutter.

Digitized by Google

XII.

Das Kohlenschiff.

Jedermann ist wieder an seine Geschäfte gegangen. Aber kaum ist seit der Rückkehr des Grafen eine Stunde verflossen, so erscheint ein junges Mädchen am Gitterthor. Der Gärtner, der allein bei der Hand war, läßt Violette ein, denn sie ist es.

»Wohnt hier Herr Malberg?« fragt sie schüchtern.

»Ja wohl, Mamsell.«

»Ist er zu Hause?«

»Ja, er ist vor einer Stunde von Paris zurückgekommen.«

»Kann ich ihn sprechen?«

»Ich glaube wohl. Kommen Sie doch herein, ich will meinen Herrn fragen.«

Violette kommt zitternd in das Gartenthor. Der Gärtner, der auf das Haus zugegangen ist, kehrt wieder um und fragt:

»Wen soll ich melden? Wie heißen Sie?«

»Ich heiße . . . doch darauf kommt ja nichts an. Herr Malberg wird sich meines Namens nicht erinnern, oder er würde vielleicht nicht . . . dann würde ich lieber . . . Mein Gott! ich weiß nicht . . .«

»Ich weiß es auch nicht!«

Digitized by Google

»Haben Sie nur die Gefälligkeit, Herrn Malberg zu ſagen, ein junges Mädchen von Paris wünſche ihn zu ſprechen.«

»Gut, ich will's ſagen.«

Der Gärtner geht ins Haus. Violette ſieht ſich ſcheu um; in den ſchönen Alleen, die ſie bewundert, auf den großen Raſenplätzen, die ſich zwiſchen den Baumgruppen ausbreiten, hätte ſie gleichwohl den armen Georget gern entdeckt.

»Nein,« ſagt ſie ſeufzend, »es iſt beſſer, daß er mich nicht ſieht; er könnte glauben, ich ſey hieher gekommen um ihn aufzuſuchen, und er wäre im Stande, auch aus dieſem Hauſe zu fliehen.«

»Kommen Sie, Mamſell,« ſagt der Gärtner, der wieder aus dem Hauſe kommt; »ich will Sie zu meinem Herrn führen.«

Violette iſt ſehr verlegen; ſie folgt ihrem Führer ins Haus.

Der Graf war in ſeinem Zimmer. Alle Fenſtervorhänge waren zugezogen; der Abend war nahe, und das im Erdgeſchoß befindliche Zimmer war ſchon ziemlich dunkel.

»Gnädiger Herr, hier iſt das junge Mädchen!« ſagt der Gärtner und ſchiebt die zögernde Violette in die Thür, indem er ihr zuflüſtert:

»Fürchten Sie ſich nicht; er wird Sie nicht freſſen!«

»Wer wünſcht mich zu ſprechen?« fragt der Graf, der vor ſeinem Schreibtiſche ſitzt.

»Verzeihen Sie . . . ich bin's . . .«

Violette tritt näher; der Graf iſt ganz verwundert, als er das ſchöne Blumenmädchen vor ſich ſieht.

Digitized by Google

»Wie!« ſagt er verdrießlich; »Sie kommen zu mir?«

»Ja, gnädiger Herr . . . Sie erkennen mich alſo?«

»Allerdings erkenne ich Sie; Ihre Geſichtszüge ſind zu tief in mein Gedächtniß eingeprägt . . . Was wünſchen Sie? wer hat Sie hierher geſchickt?«

»Niemand hat mich hierher geſchickt, gnädiger Herr, ich bin aus eigenem Antriebe gekommen. Es iſt wohl ſehr kühn von mir; aber wenn man ſich nicht zu helfen weiß, wenn man täglich neue Beleidigungen erdulden muß, die man nicht verdient hat . . . denn ich ſchwöre Ihnen, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe und allen Menſchen frei unter die Augen treten kann . . . dennoch werde ich verachtet, verſpottet, ſelbſt von denen, die mich in Schutz nehmen ſollten . . . Ach! ich bin ſehr unglücklich; verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, daß ich Ihnen meine Noth klage; ich weiß wohl, daß es Sie nicht kümmert; aber Ihnen würde man gewiß glauben, wenn Sie ſich meiner annehmen wollten . . . Georget würde nicht mehr ſchlecht von mir ſprechen, wenn Sie ihm vorſtellten, wie abſcheulich es iſt . . . er ſagt Andern was er glaubt, und ſein Freund Chicotin, der ein recht guter Menſch iſt, obgleich er zu viel müßig geht, hat mich geſtern wie eine nichtswürdige Dirne behandelt . . . Das iſt zu viel, ich kann es nicht ertragen! In meiner Verzweiflung dachte ich an Sie, gnädiger Herr; ich weiß, wie gütig Sie ſind, und nehme meine Zuflucht zu Ihnen. Sie werden gewiß Mitleid haben mit einem armen Mädchen, das keine Eltern, keine Freunde, keine Stütze auf Erden hat!«

Violette ſchweigt und erwartet die Antwort des Grafen; aber dieſer ſcheint in Gedanken vertieft und erwiedert nichts. Violette ſetzt nach einer Weile hinzu:

Digitized by Google

»Sie ſchienen mir unlängſt einige Theilnahme zu ſchenken, und dies hat mir den Muth gegeben, hierher zu kommen.«

»Hierher . . . in mein Haus!« erwiedert Brévanne; »wiſſen Sie wohl, daß Ihr Platz nicht in meinem Hauſe iſt, daß Sie eine große Unſchicklichkeit begangen haben? Sie hätten weniger als jeder Andere zu mir kommen ſollen!«

Violette iſt im höchſten Grade beſtürzt über den Zorn des Mannes, deſſen Sanftmuth und Herzensgüte man ſo ſehr gerühmt hat. Sie ſchlägt die Augen nieder und ſtammelt:

»Ich glaubte nicht . . . ich wußte nicht . . . Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr; ich ſehe wohl, daß ich Unrecht hatte, hierher zu kommen, aber ich glaubte, Sie würden Mitleid haben mit einem armen, elternloſen Mädchen, das ganz allein ſteht in der Welt und . . .«

»Elternlos? Wer hat Ihnen geſagt, daß Sie keine Eltern haben? Ich zweifle nicht, daß Sie die Unwahrheit ſagen, denn ich kenne Ihre Eltern . . .«

»Mein Gott! wäre es möglich? Sie kennen meine Eltern? Sie können mir ſagen, ob meine Mutter noch lebt?... Ach! gnädiger Herr, ich bitte Sie, täuſchen Sie mich nicht, machen Sie mir keine falſche Hoffnung! . . . Ich habe lange nachgedacht über die Fragen, die Sie unlängſt an mich richteten, ich dachte, Sie könnten mir vielleicht behilflich ſeyn, meine Familie wiederzufinden, und habe daher den einzigen Gegenſtand mitgebracht, den ich von meinen Eltern habe...«

»So! Sie beſitzen einen Gegenſtand, der beweiſt, wem Sie angehören? Vermuthlich eine Schrift, einen Brief . . . Geben Sie her, ich werde die Handſchrift gewiß erkennen.«

»Nein, gnädiger Herr, es iſt keine Schrift, ſondern

Digitized by Google

nur ein Schnupftuch; es ſcheint unter den Sachen geweſen zu ſeyn, die man meiner Amme gegeben hat, um Wickelzeug daraus zu machen ... Sie müſſen wiſſen, daß ich ein gar ſonderbares Wickelzeug gehabt habe, denn es ſind Beinkleider, Weſten, Cravaten und dergleichen Kleidungsſtücke dabei geweſen; wahrſcheinlich haben meine Eltern geglaubt, ich ſey ein Knabe ...«

»Zeigen Sie mir das Schnupftuch.«

»Hier iſt es. Meine Amme fand die Stickerei ſo ſchön, daß ſie es nicht zerſchneiden wollte, um mir eine Haube daraus zu machen, und hat's mir aufbewahrt.«

Violette überreicht dem Grafen ein weißes Schnupftuch von feinem Batiſt mit geſtickten Ecken. Der Graf tritt ans Fenſter, betrachtet die Stickerei, und erkennt den Namenszug ſeiner Frau und den ſeinigen, ſo wie auch ſein Wappen und ſeine Grafenkrone.

Dieſe Entdeckung hebt jeden Zweifel; Brévanne kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Violette die Tochter ſeiner Frau und Roncherolle's iſt, aber der Anblick ſeines Wappens macht ihn betroffen und er kann ſich eines bangen Gefühls nicht erwehren, denn zwiſchen perſönlicher Ueberzeugung und völliger Gewißheit liegt noch eine weite Kluft.

»Gnädiger Herr,« ſetzt Violette hinzu, »finden Sie an dieſem Schnupftuch etwas, das zur Auffindung meiner Eltern behilflich ſeyn könnte?«

»Ja, ja ... ich zweifle jetzt nicht mehr; ich hatte geahnt wer Sie ſind.«

»Wollen Sie die Güte haben ...«

»Aber man muß Ihnen doch einen Namen gegeben,

Digitized by Google

Ihrer Amme den Namen Ihrer Eltern gesagt haben ... Antworten Sie; ich befehle Ihnen, mir nichts zu verschweigen.«

Violette erschrickt über das zornige Gesicht des Grafen und über den Ton, mit welchem er sie befragt; das arme Mädchen schlägt die Augen nieder und hat kaum die Kraft zu antworten.

»Mein Gott, ich verschweige Ihnen nichts, gnädiger Herr ... ich bin ja gekommen, um zu erfahren ... ich weiß nicht wer meine Amme war, aber die gute Dame, die sich meiner annahm und mich nach Paris brachte, hat Alles aufgeschrieben, was ihr meine Amme erzählt hatte. Dadurch habe ich erfahren, daß der Herr, der mich dieser Amme übergeben, ihr gesagt hat, ich heiße Evelina Paulowski; aber er hat ihr keine Adresse angegeben, er hat versichert, man werde schreiben und mich besuchen; aber es ist Niemand gekommen, man hat nie geschrieben ... man hat mich vergessen, verlassen! ... Dies ist Alles was ich weiß, gnädiger Herr; wenn ich noch mehr wüßte, würde ich's Ihnen gewiß sagen, es kann Sie ja zur Entdeckung meiner Eltern führen.«

»Evelina Paulowski!« denkt der Graf, indem er schnell im Zimmer auf und ab geht. »Sie haben wenigstens das Schamgefühl gehabt, ihre Namen zu verbergen! ... Roncherolle hat seinen Namen verläugnet, weil er den Folgen des begangenen Fehltritts ausweichen wollte, und sie haben es am einfachsten gefunden, das Kind zu verlassen ... O, die Elenden!«

Violette erwartete zitternd einige Worte aus dem Munde des Grafen, denn an seiner Aufregung und an seiner düstern Miene sah sie wohl, daß er noch im Zorn war. Es verstrich

Digitized by Google

jedoch die Zeit und der Graf ging fortwährend im Zimmer auf und ab, ohne sich um das junge Mädchen im mindesten zu kümmern, und so faßte Violette endlich Muth und sagte:

»Gnädiger Herr . . . da Sie meine Eltern kennen, sagen Sie mir doch, ob meine Mutter noch lebt.«

»Ihre Eltern!« erwiedert Brévanne, der vor ihr still steht und sie mit zornglühenden Augen ansieht. »Sie wollen's wissen, so hören Sie . . . Sie verdanken dem Verbrechen, dem Verrath Ihr Daseyn; Ihre Mutter ist allen ihren Pflichten untreu gewesen, sie hat die Eide gebrochen, die sie einem Manne von Ehre geschworen, sie ist gezwungen worden, einen Namen, den sie mit Schmach bedeckt hatte, abzulegen . . . Und Ihr Vater, er ist zum Verräther an seinem besten Freunde geworden; er glaubte an nichts, trieb Spott mit dem Heiligsten und zog die theuersten Gefühle ins Lächerliche.«

»Haben Sie Mitleid . . .«

»Mitleid! Sie sehen ja, daß Ihre unnatürlichen Eltern kein Mitleid mit Ihnen gehabt haben . . . und heute glauben Sie bei mir Schutz zu finden? . . . Sie die Frucht dieser verbrecherischen Liebe? . . . Nein, nein, ich mag Sie nicht mehr sehen! Ihr Anblick reißt alle meine Wunden wieder auf. Gehen Sie, und kommen Sie mir nie wieder unter die Augen!«

»Ach, verzeihen Sie . . . wenn ich gewußt hätte . . .«

»Das Schnupftuch, das Ihre Mutter gehabt hat, behalte ich; denn es sind Namenszüge, es sind Wappen darauf, die Sie nicht führen dürfen . . . Gehen Sie, ich mag Sie nicht mehr sehen . . .«

Violette ist fast besinnungslos, aber der Zorn des Gra-

Digitized by Google

fen ſetzt ſie in Schrecken; ohne ein Wort ſagen zu können, entfernt ſie ſich wankend; ihre Thränen fließen, ohne daß ſie es merkt. Sie geht über den Raſenplatz auf das Gitterthor zu. Der Gärtner, der noch da iſt, ruft ſie an, fragt ſie, warum ſie weint und fordert ſie auf, in dem Pavillon zu verweilen, weil ein Gewitter im Anzuge ſey. Aber Violette hört ihn nicht, ſie geht raſch fort, und bald iſt ſie weit von dem Hauſe des Grafen entfernt.

Sie hat nur Einen Gedanken: Der edle, gütige Mann, der Georget und ſeine Mutter zu ſich genommen, hat ſie mit Verachtung behandelt, hat ihr verboten, ihm wieder vor die Augen zu kommen. In ihrer Troſtloſigkeit geht ſie immer fort, ohne zu wiſſen wohin. Aber es iſt ihr gleichgiltig, ſie beachtet weder den Weg, den ſie nimmt, noch den Regen, der zu fallen beginnt; ihr Geſicht glüht, das Fieber ſchüttelt ſie, aber ſie geht raſch fort und denkt: »Ich verdanke einem Verbrechen mein Daſeyn . . . meine Mutter hat ihre Pflicht vergeſſen, mein Vater iſt zum Verräther an ſeinem beſten Freunde geworden . . . und deshalb verſtößt man mich, deshalb kann ich keinen Beiſtand, keinen Schutz finden . . . Warum ſollte ich noch leben? Nicht genug, daß meine Eltern mich verlaſſen haben, ich werde jetzt, nachdem man weiß wer ich bin, überall mit Verachtung behandelt und verſtoßen! Nein, ich mag nicht mehr leben, ich bin zu unglücklich . . . von allen Menſchen verachtet zu werden, ohne einen Beſchützer finden zu können, der ſich meiner annimmt und mich gegen die Verleumder vertheidigt . . . und jetzt wirft man mir meine Geburt vor! Mein Gott, es iſt ja nicht meine Schuld, daß ich lebe.«

Violette ging immer fort, aber es war inzwiſchen völ-

Digitized by Google

lig Nacht geworden; bald ſieht ſie nichts mehr und ſtößt ſich gegen die Bäume. Sie hat ſich in dem Walde von Vincennes verirrt, und der Regen fließt in Strömen. Sie lehnt ſich endlich erſchöpft an einen kleinen Baum, deſſen Laub ihr keinen Schutz gegen das Gewitter gewährt; aber ſie fühlt den Regen nicht, ſie iſt zu tief in ihren Schmerz verſunken. Ein kleiner einſpänniger Wagen mit einem Leinwanddach fährt vorüber; der Fuhrmann bemerkt ſie und ruft ihr zu:

»Unter dem Baume iſt's nicht gut in ſolchem Wetter . . . Kommen Sie herauf; wenn Sie nach Paris gehen, will ich Sie an der Barriere abſetzen.«

»Ich danke, es iſt nicht der Mühe werth,« antwortet Violette mit matter Stimme; »dieſer Platz iſt recht gut...«

»Ja, ja . . . um eine Krankheit zu erwiſchen. Nein, in ſolchem Wetter laſſe ich kein Frauenzimmer im Walde. Kommen Sie nur, und wenn Sie nicht wollen, bringe ich Sie in meinen Wagen.«

Der Bauer ſpringt von ſeinem Karren herunter, nimmt Violette beim Arm, hebt ſie hinauf und ſetzt ſie auf einen Haufen Kohl und Rüben. Sie iſt willenlos wie ein Kind.

»Hier ſitzen Sie wenigſtens beſſer als unter dem Baume,« ſagt der gutmüthige Bauer. »Sie ſind ſchon ganz durchnäßt . . . Das arme Mädchen ſcheint ſich nicht mehr regen zu können . . . aber das Schütteln im Wagen wird Ihnen wieder warm machen.«

Er treibt ſeinen magern Gaul an. Violette wird auf ihrem harten Sitz tüchtig gerüttelt, aber ſie ſpricht kein Wort, gibt keinen Laut von ſich; ſie ſcheint von Allem was um ſie vorgeht, nichts zu wiſſen; nur Einen Gedanken hält

Digitized by Google

ſie feſt: ſie will nicht mehr leben, weil ſie von Jedermann verachtet wird. Sie fühlte ſich ſchon unglücklich, als ſie ſich nach Nogent begab; jetzt hat ſie keine Hoffnung mehr, jetzt iſt Alles verloren. Sie hoffte bei dem Gönner Georgets Troſt und Schutz zu finden, und ſie hat nur Hohn und Verachtung gefunden; der Mann, den ſie für ſo theilnehmend, ſo gütig gehalten, hatte ſie hart behandelt und fortgewieſen. Dieſe letzte Schmach vermochte ſie nicht zu ertragen.

Der Bauer, der ſie auf ſeinen Karren genommen, bemerkt ihre düſtere Verzweiflung nicht. Er ſpricht unaufhörlich und gibt ſelbſt die Antworten auf ſeine Fragen. Violette hat daher nicht nöthig, den Mund zu öffnen, ſein Mund plappert fort wie eine Mühle. So kommt der Wagen an die Barriere; der Bauer hält und ſagt zu ihr:

„Mein Kind, weiter kann ich Sie nicht mitnehmen, weil ich hier bleibe. Aber Sie ſind in Paris und der Regen hat aufgehört . . . ſchauen Sie nur, die Sterne kommen ſchon wieder zum Vorſchein. Steigen Sie ab, ich will Ihnen helfen. Sie müſſen wieder hübſch warm geworden ſeyn, nicht wahr? auf meinem Wagen iſt's immer um einen Rock wärmer als auf der Straße . . . Kommen Sie, mein Kind, halten Sie ſich nur feſt an mir . . . ſo! Sehen Sie nur, noch ein paarhundert Schritte, und Sie ſind in der Vorſtadt . . . und dann kommen Sie auf den Boulevard, und ſo fort . . . Glückliche Reiſe! vergeſſen Sie aber nicht, ſich hübſch zu trocknen, wenn Sie nach Hauſe kommen.«

Der Bauer geht in eine Schenke. Violette iſt ſo zerſtreut, daß ſie dem braven Manne nicht einmal dankt. Sie ſteht auf der Straße und ſieht die Barriere. Nach einer Weile beſinnt ſie ſich und geht fort.

*

Digitized by Google

»Ich weiß jetzt wo ich bin,« flüsterte sie; »drüben ist der Canal . . .«

Violette weint nicht mehr, ihre Augen sind trocken, sie geht rasch durch die Vorstadt bis zum Canal, aber statt über die Brücke zu gehen, bleibt sie am Ufer und geht eine Weile fort. Es ist zehn Uhr Abends, der Weg ist fast menschenleer. Ein unglücklicher Gedanke hat sich ihrer bemächtigt; sie will sterben, sie hält sich für entehrt, weil der Mann, dessen Hilfe sie angerufen, sie aus seinem Hause gewiesen hat. Georget, meint sie, könne sie nicht mehr lieben, und sie ist entschlossen, ihrem Leben, das künftig nur eine Qual für sie seyn würde, ein Ende zu machen.

Plötzlich bleibt sie stehen und sieht sich um. Niemand geht vorüber. Sie steigt über die Kette, die am Ufer des Canals gezogen ist. Vor ihr befindet sich ein großes Kohlenschiff; sie zögert, dann denkt sie, daß sie sich von dem Fahrzeuge leichter unbemerkt ins Wasser stürzen könne. Sie geht über ein Bret und betritt das Verdeck des Schiffes. Noch einmal sieht sie sich um, sie ist allein. »Mein Gott, verzeihe mir,« lispelt sie, auf die Kniee sinkend; »ich bin im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, aber es fehlt mir die Kraft, das Leben länger zu ertragen; Jedermann verachtet mich, und ich bin mir keiner Schuld bewußt . . . er kann mich nicht mehr lieben, denn sein Gönner hat mich von sich gestoßen, als ich ihn um Schutz anflehte . . . aber vielleicht wird er mich betrauern und einst erfahren, daß ich unschuldig war.«

Violette springt nun auf und eilt auf den Bord zu; aber der Wächter des Kohlenschiffs, der einige Schritte von ihr versteckt gewesen war und ihr Gebet gehört hatte, faßt sie beim Arm und hält sie zurück.

Digitized by Google

»Das fehlte auch noch!« ruft er, »Sie wollten ſich ins Waſſer ſtürzen? Nein, daraus wird nichts! . . . Herr Gott im Himmel! welch ein Glück, daß ich da bin und für den alten Chiffond Wache halte; er würde wohl nicht ſo flink geweſen ſeyn, wie ich . . . Arme Mamſell Violette! Sie wollten ſich das Leben nehmen?«

»Ja . . . weil es mir unerträglich iſt, von Jedermann verachtet zu werden! . . .«

»O, jetzt ſollen Sie nicht mehr verachtet werden, dafür laſſen Sie mich ſorgen,« erwiedert Chicotin, denn der Wächter des Kohlenſchiffs war kein Anderer, als der Freund Georgets. »Ich habe gehört, wie Sie beteten, und den lieben Gott belügt man nicht . . . Armes Mädchen, ſo unſchuldig leiden zu müſſen! Ich ſehe jetzt ein, daß Ihnen Unrecht geſchehen iſt, und will der Erſte ſeyn, der Ihnen Abbitte thut.«

Chicotin fällt vor ihr auf die Kniee, nimmt ſeine Kappe ab und ſagte mit dem Tone aufrichtiger Reue:

»Ich bitte Sie um Verzeihung, Violette, daß ich die Verleumdungen, die über Sie geſagt wurden, geglaubt habe. Heute würde ich ſchwören, daß Sie immer brav und ſittſam geweſen ſind. Vergeben Sie mir, daß ich Sie beleidigt habe!«

Violette wird durch die Theilnahme Chicotins und durch das innige Gefühl, das aus ſeinen Worten ſpricht, tief ergriffen. Ihre Thränen fließen von neuem, aber dieſes Mal ſind es ſanfte, lindernde Thränen, die wie Balſam auf ihr wundes Herz fallen; ſie athmet wieder freier und es iſt ihr, als ob ſie zu neuem Leben erwachte.

Digitized by Google

»Dank, tauſend Dank, lieber Freund!« ſagte ſie, dem jungen Menſchen die Hand reichend; »Sie haben ein gutes Werk gethan. Ich fühle mich leichter, ruhiger; Sie haben mir eine ſchwere Laſt vom Herzen gewälzt . . . O! ich will nicht mehr ſterben . . .«

»Wirklich? Darf ich Ihnen glauben, Violette? Ich würde Ihnen nachgehen, wie Ihr Schatten, wenn ich noch etwas fürchten müßte.«

»Nein, Chicotin, ich ſchwöre es Ihnen, ich will nicht mehr ſterben, Sie haben mir das Leben wieder lieb gemacht . . . und ich freue mich, daß Sie mich verhindert haben, meinen unheilvollen Vorſatz auszuführen.«

»Das läßt ſich hören! Aber woher kam Ihnen denn dieſer ſchreckliche Gedanke? Haben Sie wieder neue Kränkung erleiden müſſen?«

Violette erzählt ihm ihre Reiſe nach Nogent und die Aufnahme, die ſie bei dem Gönner Georgets gefunden.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu,« erwiedert Chicotin; »mit Ihrer Geburt muß es eine eigene Bewandtniß haben, die dem Herrn Galle gemacht hat; er iſt ja ſonſt ſo gut, und würde gewiß nicht ohne Urſache zornig geworden ſeyn . . . Ach! Georget würde Sie gewiß in Schutz genommen haben, wenn er geſehen hätte, daß Sie ſo ſchmählich fortgeſchickt worden.«

»Nein, er hält mich ja für ſchuldig und verachtet mich . . .«

»O, ich will ihn ſchon eines Beſſeren belehren!«

»Es thut mir nur leid, daß Herr Malberg das Schnupftuch behalten hat; es war das Einzige, was ich von meinen Eltern hatte.«

Digitized by Google

»Er muß es Ihnen zurückgeben, Violette, dafür laſſen Sie mich nur ſorgen . . . Aber kommen Sie, ich will Sie nach Hauſe begleiten; die Kohlen können ſich ſelbſt bewachen. Sie wohnen ja ohnedies in dieſer Vorſtadt, wenn ich nicht irre.«

»Nein, Chicotin, ich habe mir in einem ruhigeren Hauſe ein Zimmer genommen; ich wohne ſeit acht Tagen in der Rue de Cruſſol.«

»So, in der Rue de Cruſſol habe ich eine Kundſchaft. Es wäre ſpaßhaft, wenn Sie in demſelben Hauſe wohnten . . . Kommen Sie, Violette, geben Sie mir den Arm . . . Sie zittern ja! Ich wette, daß Sie ein Fieber haben.«

»Es kann wohl ſeyn, ich bin durchnäßt; denn ich komme ſo eben von Nogent und war während des Gewitters im Freien.«

»Sie müſſen ſich ſogleich ins Bett legen und etwas Warmes genießen.«

Violette hat Chicotins Arm genommen. Sie gehen über die Brücke an der Rue d'Angoulême, und ſind bald in der Rue de Cruſſol. Violette bleibt vor dem Hauſe ſtehen, wo Chicotin für Roncherolle eine Wohnung gefunden hat.

»Hier wohne ich,« ſagt ſie.

»Das trifft ſich ja ſchön!« ſagt Chicotin; »in dieſem Hauſe habe ich meine Kundſchaft. In welchem Stocke wohnen Sie denn?«

»Ich habe eine Dachſtube; ich glaube, es iſt ſechs Treppen hoch; aber das Stübchen iſt ſehr nett.«

»Das muß über dem Herrn mit dem Zipperlein ſeyn. Sie kennen natürlich die alte Madame Lamort?«

Digitized by Google

»Ja, es iſt eine recht gute Frau, die mir immer mein Frühſtück machen will.«

»Folgen Sie meinem Rathe, Violette, und laſſen Sie ſich dieſen Abend eine Schale warme Milch bringen, Sie könnten ſonſt krank werden . . . Gute Nacht! ſobald ich wieder zu meinem Alten gehe, werde ich mich bei der Mama Lamort nach Ihrem Befinden erkundigen . . . Sie ſind doch nicht mehr böſe?«

»Gott behüte, Sie haben mir ja heute einen großen Liebesdienſt erwieſen.«

»Adieu . . . ich gehe wieder auf mein Kohlenſchiff.«

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Digitized by Google